1,60 DM / Band 198
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

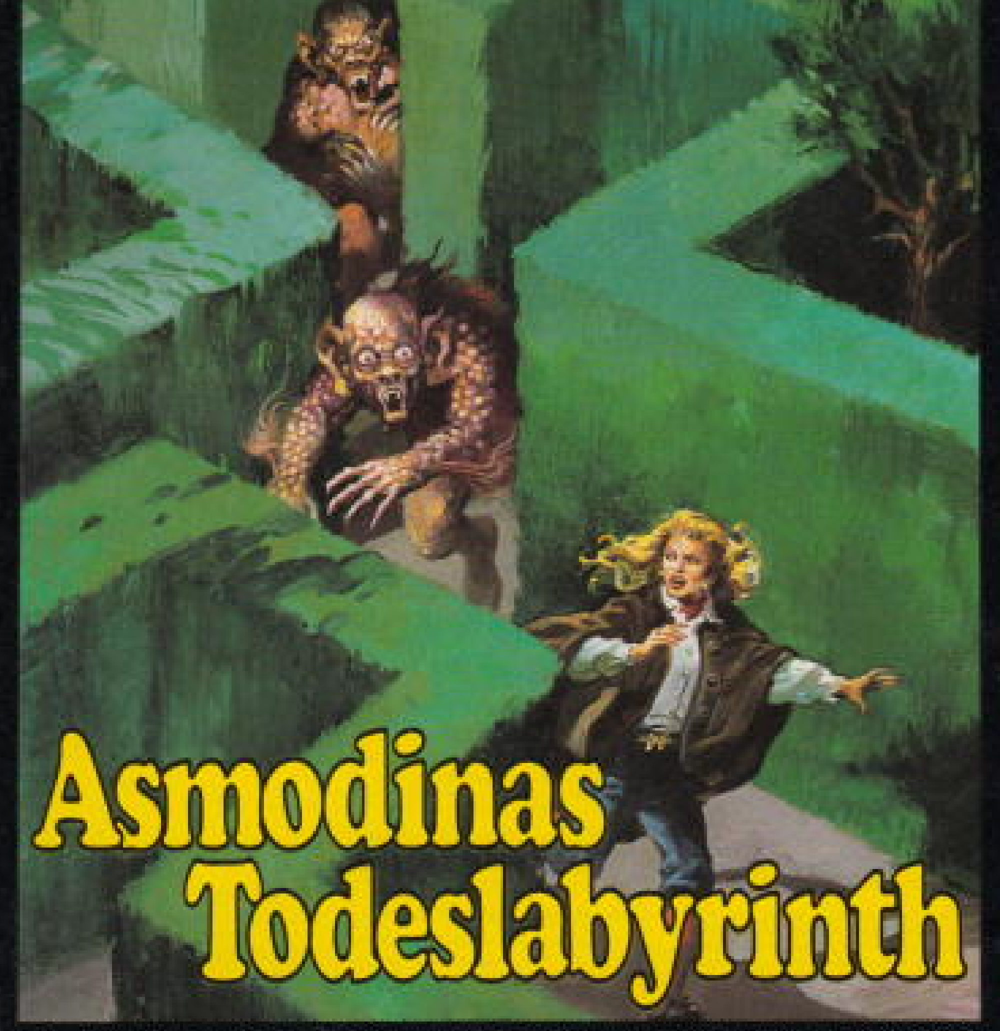
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Asmodinas Todeslabyrinth

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Asmodinas Todeslabyrinth

John Sinclair Nr. 198

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 20.04.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Asmodinas Todeslabyrinth

Die Welt um mich herum verschwand! Obwohl alles sehr schnell geschah, nahm ich es wie in einem Zeitlupenfilm wahr. Ich sah Myxin und Kara, wie sie innerhalb des magischen Kreises standen und mich entsetzt anschauten.

Mich und den Dämon!

Jawohl, Freunde. Ich unternahm die gefährliche Reise in eine andere Dimension nicht allein, sondern zusammen mit einem Dämon, der aussah wie ein Mensch und die gleichen blonden Haare hatte wie ich.

Mein letzter Blick auf Myxin zeigte mir, dass er das Kreuz auf gehoben hatte und es wie einen letzten Hoffnungsanker in der rechten Hand hielt.

Hoffnung? Für mich nicht, denn ich musste ohne mein Kreuz in die grauenvolle Dimension verschwinden, da ich keine Zeit gefunden hatte, es noch an mich zu nehmen.

Es war der letzte Eindruck, den ich von der normalen Welt mit nahm. Dann umfing uns die Tiefe des Dimensionsschachts, und völlig andere Eindrücke stürmten auf mich ein. Ein rasendes Spektakel an Farben und Geräuschen. Schreien, Kreischen, Heulen, Jaulen. Dazwischen platzte und strahlte es rot, blau, grün und gelb auf. Farbkaskaden wie bei einem Feuerwerk.

Alles stürzte mir entgegen, zerplatzte dicht vor meinen Augen zu gewaltigen Blumensträußen, die auseinander fächerten und als lange Monster oder Tentakelarme verschwanden. Ein wirklich schauriges Bild, über das ich nicht weiter nachdachte, denn unsichtbare Hände und Krallen zerrten an mir. Sie zogen mich weiter in die Tiefe dieses endlosen Dimensionstunnels hinein, wo Heulen und Zähneknirschen zu Hause waren. Ich klammerte mich auch nicht an dem Dämon fest.

Die Kräfte hatten uns getrennt, auseinandergerissen, und wir trieben irgendwo durch die Leere der Dimensionen. Auch von Asmodina, meiner Erzfeindin, war nichts mehr zu sehen. Seltsam nur, dass ich meine Gedanken klar und deutlich formulieren konnte.

Ich trieb zwischen den Zeiten und dachte daran, dass ich Glenda Perkins nicht hatte retten können. Sie sollte vor dem Richtertisch des Dämonenrichters Maddox stehen, und dessen Urteile waren mir nur zu gut bekannt. Und Asmodina hatte sich durch den Dämon, an den ich mich festkrallte, den silbernen Nagel geholt, mit dem sie Dr. Tod vernichten wollte.

Das Kreuz hatte ich also nicht bei mir, doch als Waffen waren mir noch die Beretta, der Dolch und Desteros Schwert geblieben. Drei Dinge, die mir sicherlich weiterhalfen. Nur waren sie längst nicht so stark wie das geweihte Kreuz. Sicher, es war ein Risiko, sich derart in Gefahr zu begeben, doch ich hatte, als ich den Dämon ansprang, gar nicht darüber nachgedacht, sondern einfach reagiert.

Und nun befand ich mich zwischen den Zeiten. Wo würde die Reise enden?

In welch einem Reich landeten wir? In Asmodinas? Oder dort, wo der Spuk die Seelen der Dämonen gefangen hielt und sich wahrscheinlich auch Glenda Perkins befand?

Ich wusste es nicht. Ich hatte keine Ahnung, aber ich sollte es bald erfahren, denn plötzlich war die Reise beendet.

Ich spürte, wie die Eindrücke um mich herum stärker wurden, wie alles an Festigkeit und Realität zunahm, wie ich mich wieder bewegen

konnte und der Boden unter meinen Füßen nicht schwammig, sondern hart und fest war. Ich konnte wieder laufen.

Zuerst einmal blieb ich stehen.

Automatisch fiel meine rechte Hand auf den Griff des Schwertes. Zudem war ich bereit, jeden Moment die Beretta zu ziehen, sollte sich irgend etwas ereignen.

Stille umgab mich. Allerdings keine friedliche Stille, wie man sie vielleicht an einem einsam liegenden Bergsee irgendwo in den Alpen erlebt, sondern eine gefährliche.

Es ist schwer, den Unterschied dieser beiden Arten in Worte zu fassen. Das muss man einfach spüren. So etwas lernt man im Laufe der Jahre. Man bekommt einen Sinn für Gefahren und Gefahrenherde, man merkt eben, dass irgend etwas anders ist.

Obwohl die Reiche der Dämonen in völlig anderen Dimensionen liegen, so gibt es auch dort verschiedene Landschaften. Es gibt Städte, Ansammlungen von Häusern oder Hütten, weite Ebenen, gefährliche Sümpfe und hohe Berge sowie Schluchten und Täler. Nur eines fehlt.

Die Sonne!

Deshalb existierten in den Dämonenreichen weder Tag noch Nacht. Es blieb immer gleich, und über all den Ländern lag ein dunstiger Schleier, Nebel, ein Atem des Todes, wie ihn Ungeheuer ausstießen, der auch als Brodem der Hölle bekannt war. Wenn ich genau hinschaute, konnte ich die feinen Nebelstreifen sehen, die wie lange Schleier über dem Land lagen und manchmal als Fahnen von einem plötzlich aufkommenden Wind hin und hergetrieben wurden.

In diesen Ländern hausten Kreaturen, die sämtlicher Beschreibung spotteten, Alptraumgeschöpfe, wie sie manch verrückter Maler auf die Leinwand gebracht hatte und dafür ausgelacht wurde. In diesen Reichen waren die Angst zu Hause, der Schrecken, das Grauen und der Wahnsinn.

Schon immer hatten Menschen von diesen Reichen gewusst und versucht, es durch einige Worte zu erklären. Vielleicht hatte man sogar einen Begriff gefunden, den sie dann mit dem Wort Fegefeuer umschrieben, obwohl ich ihn als Vorhof zur Hölle betrachtete. In so einem Vorhof war ich gelandet!

Als erstes blickte ich mich um und stellte nun fest, dass ich in einer weiten Ebene gelandet war. Weit und grau. Grau wie der Boden unter mir und auch grau wie der Himmel über meinem Kopf. Da sah ich keinen Mond, keinen Stern und auch keine Sonne, die dieses Grau irgendwie aufgehellt hätte. Der Himmel war einfach dicht.

Und doch konnte ich etwas erkennen, denn aus dem Grau des Himmels blitzte hier und da ein feiner Lichtstreifen, der sich über dem Boden noch verdichtete und ausbreitete. So war ich nicht völlig blind und konnte genau erkennen, wohin ich ging.

Ich hockte mich erst einmal nieder. Meine Hände fuhren über den Untergrund. Ich stellte dabei fest, dass es sich zwar um ein härteres Gestein handelte, doch es war irgendwie porös. Es lag nicht fest aneinander und erinnerte mich an erkaltete Lavaasche.

Nicht zum ersten Mal befand ich mich in den Reichen des Schreckens. Dieser Untergrund war mir schon bekannt. Entweder fand man ihn oder lange Sandfelder, die an die Wüstenstriche unserer Erde erinnerten. Tiere oder monsterhafte Wesen entdeckte ich nicht, und auch von dem Dämon, der mich unfreiwillig in diese Dimension begleitet hatte, war nichts zu sehen. Ich war allein…

Dabei hatte ich die Wahl. Ich konnte nach rechts, links, nach vorn oder zurück gehen, das blieb sich gleich. Überall die gleiche Landschaft. Lange rätselte ich nicht herum, sondern setzte mich nach vorn hin in Bewegung. Zuerst schritt ich sehr vorsichtig, weil ich immer darauf gefasst war, in irgendeine Falle zu geraten, Heimtückisch aufgestellte Hindernisse waren oft nicht zu erkennen. Trotzdem kam ich unangefochten voran.

Heiß war es. Vielleicht auch nur warm, doch im Vergleich zum kalten London erschien es mir heiß. Plötzlich blieb ich stehen. Es geschah gerade noch im letzten Augenblick, denn vor mir tat sich der Boden auf. Kreisrund war die schwarze Öffnung. An ihrem Rand wirkte sie wie abgeschnitten, und mein Blick fiel in eine Tiefe, für die das Wort unendlich genau zutraf.

Ich fürchtete mich. Wenn ich daran dachte, dass ich leicht in den Schacht hätte fallen können, dann wurde mir ganz anders. Gut, dass ich ihn rechtzeitig gesehen hatte.

Vorsichtig ging ich um ihn herum und blieb abermals wie angewurzelt stehen. Da befand sich noch ein zweiter Schacht. Eine unheimliche Röhre, die senkrecht in die Erde stieß. Tief holte ich Luft. Gleichzeitig vernahm ich ein Geräusch, blickte nach rechts, und meine Augen weiteten sich, denn nun entdeckte ich das Geheimnis dieser grauen Ebene. Die Öffnungen bildeten sich von allein. Als würden unter und in diesem Boden irgendwelche Wesen stehen, die die Erde von unten her aufrissen. Grauenhaft…

Ich schaute zurück. In einer nahezu satanischen Geometrie aufgebaut, lag Öffnung an Öffnung. Wohlgeordnet, und zwischen ihnen befand sich jeweils nur ein schmaler Rand, auf dem ich balancieren musste. Eine Flucht war unmöglich, denn die Öffnungen bildeten sich bald schneller, als ich schauen konnte. Ich sah mich innerhalb einer halben Minute von ihnen eingekreist.

Resignieren? Eigentlich blieb mir nichts anderes übrig, und ein hartes Grinsen kerbte meine Mundwinkel. Dabei hatte ich angenommen, diese Dimension wäre vorerst harmlos gewesen. Mit diesen gefährlichen Schächten hatte ich nie gerechnet. Was tun?

Erst einmal blieb ich auf einem schmalen Rand stehen. Er war kaum breiter als meine Schuhe, und wenn ich weiter wollte, dann musste ich eine artistische Leistung vollbringen. Vorsichtig wagte ich die ersten Schritte. Es war schon eine riskante Sache, so voranzugehen, und eine gewisse Sicherheit fand ich auch dann nicht, als ich die ersten gefährlichen Löcher passiert hatte.

Da war nichts zu machen. Nach drei Löchern und einem Balanceakt an den Rändern der Schächte entlang blieb ich erst einmal stehen und ruhte mich ein wenig aus. Ausruhen war vielleicht zuviel gesagt, denn ich merkte, wie meine Beine zitterten. In den Knien hatte ich ein weiches Gefühl, und ich hörte mein Herz schlagen. Immer wieder schielte ich in diese schwarzen Schächte. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass sie leer waren. Sie mussten doch eine Bedeutung haben, und die wollte ich trotz meiner Stresssituation herausfinden.

Vielleicht brauchte ich nur Geduld, und die Gegner meldeten sich von ganz allein. Allerdings war mir meine Lage zu unbequem. Vorsichtig ging ich in die Knie und hockte mich so hin, dass meine Beine links und rechts jeweils in einen Schacht baumelten und ich mit den Seiten der Schuhe über das poröse Gestein schabte.

So blieb ich sitzen. Diese Haltung erschien mir sicherer als das normale Stehen auf dem schmalen Grat zwischen den gefährlichen Schächten.

Würde man mich allein lassen? Diese Frage quälte mich, und ich hoffte, dass irgendetwas geschehen würde. Denn so wuchs meine Unsicherheit, weil ich nicht wusste, was die nähere Zukunft bringen würde.

Um mich herum wurde die Stille höchstens durch mein Atmen unterbrochen. Es bildeten sich auch keine weiteren Löcher, und ich hatte das Gefühl, als ob ich auf einem riesigen Schornstein sitzen würde, der zwei Öffnungen hatte. Ich bewegte meinen rechten Arm ein wenig zur Seite und holte die kleine Bleistiftlampe hervor. Damit leuchtete ich in einen Schacht hinein. Nicht weiter als zwei normale Armlängen stach der Strahl in die Finsternis, dann wurde er von dieser wattigen Dunkelheit regelrecht aufgesaugt. Es gab ihn nicht mehr.

Da ich die Batterie der Lampe schonen wollte, knipste ich sie wieder aus und verstaute sie. Dann dachte ich nach. Diese Schläuche mussten einen Sinn haben. Auch in den Reichen des Schreckens geschah nichts ohne Motiv. Dämonen und finstere Wesen hatten ihre genauen Pläne, die sie durchführten und von denen sie auch niemals abgingen. Sie mussten mit diesen Öffnungen etwas bezwecken. Wollten sie, dass jemand hineinfiel, in der unendlich erscheinenden Tiefe verschwand und nie wiederkehrte? Diese Möglichkeit war durchaus in Erwägung zu ziehen.

Allerdings konnte ich mir auch eine andere vorstellen. Vielleicht

waren die Schächte nicht grundlos und tief unten bewohnt. Von irgendwelchen Monstern oder anderen Gestalten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt auftauchten und sich ihre Beute holten? Wenn ich ehrlich sein sollte, dann gefiel mir dieser Gedanke überhaupt nicht. Dann lieber die erste Möglichkeit.

Plötzlich zuckte ich zusammen. In Gefahrensituationen verstärken sich augenblicklich die Sinne des Menschen, und mein Gehör war sensibilisiert. Ich hatte ein Geräusch vernommen. Rechts von mir. Es war aus der Tiefe des Schachts gedrungen. Ein Schaben nur, doch es reichte aus, um meine Spannung noch zu steigern.

Wieder nahm ich die kleine Lampe. Ich wollte sehen, was sich da näherte und ob überhaupt etwas in die Höhe stieg und ich mir nicht etwas einbildete. Wieder bewegte ich mich sehr vorsichtig, knipste die Lampe an, beugte mich ein wenig nach rechts und leuchtete, so gut es ging, in den Schacht hinein.

Da lauerte etwas da war etwas! Nein, getäuscht hatte ich mich nicht. Innerhalb des Schachts kroch etwas hoch. Im ersten Augenblick wollte ich es nicht glauben, doch die Tatsache ließ sich nicht wegleugnen. Direkt an der Schachtwand schob sich ein tentakelartiger Arm in die Höhe. Irgendwie grünlich schillernd und schleimig glänzend. Das jedoch war nicht das Schlimmste. Grauenvoll für mich war das Ende dieses Tentakelarms, denn dort befand sich als schauriger Abschluss der Kopf eines Menschen!

Ich hatte viel gesehen, verdammt viel sogar. Aber dieser Anblick warf mich fast um. Im Vorhof der Hölle ist alles möglich, das schoss mir durch den Kopf. Ich musste mich mit den makabren Tatsachen abfinden, denn nun wusste ich, dass die Schächte nicht leer waren. In der unheilvollen Tiefe lauerte etwas Schreckliches, das jederzeit bereit war, in die Höhe zu klettern.

Deutlicher konnte ich den Kopf jetzt sehen. Er hatte wirklich die Größe eines Menschenschädels, doch die Haut war nicht hell oder rosig, sondern hatte einen schwarzen Schimmer, der sich über das gesamte Gesicht verteilte, in dem besonders der Mund auffiel. Der war breit, hatte dünne Lippen, stand halb offen, so dass ich die gefährlichen, spitzen Zähne sehen konnte.

Ruhig stand der Kopf nicht. Er bewegte sich, als wäre unter ihm jemand, der den Tentakelarm immer anstieß, so dass Arm und Kopf von einer Seite zur anderen schwangen. Manchmal stieß er auch gegen die Wand. Das erzeugte die schabenden Geräusche, die mich gewarnt hatten. Sogar Augen erkannte ich. Klein und pechschwarz lagen sie tief in den Höhlen. Es war klar, dass der Kopf nicht in friedlicher Absicht erschienen war. Er wollte mich töten, und ich musste rasch mein Bein wegziehen, als ich bemerkte, wie er danach hackte. Seine Zähne hieben gegen die Innenwand des Schachts.

Ich hatte mit dem Gleichgewicht zu kämpfen, beugte mich ein wenig zurück und stützte mich mit der linken Hand ab, wobei ich den Arm aus streckte. Dann zog ich den Dolch! Kugeln wollte ich sparen. Wenn es eben ging, musste ich mich mit Schwert und Dolch verteidigen. Beides würde ungefähr die gleiche Wirkung haben.

Ich stieß zu. Im Laufe der Zeit hatte ich es gelernt, mit dieser Waffe umzugehen. Ein Stich reichte, um das Gesicht dieses schrecklichen Schädels voll zu treffen. Beinahe wurde es in der Mitte geteilt. Eine dunkle Flüssigkeit spritzte hervor, und plötzlich schwang der Kopf wild von einer Seite zur anderen. Er klatschte dabei gegen die Innenwände, löste sich auf und rann als gallertartige Masse nach unten.

Auch der Tentakelarm zog sich zurück, denn als ich nochmals zustach, befand er sich schon so weit entfernt, dass ich ihn mit der Klinge verfehlte und das Messer über die Wand schrammte. Ich konnte einen Schrei nicht unterdrücken, denn ich hatte nicht aufgepasst. Mein linkes Bein hing ebenfalls in einem der Schächte, und daraus hatte sich, unbeobachtet von mir, ein weiterer Arm in die Höhe geschoben. Und zugebissen!

Durch meinen Hosenstoff waren die Zähne gedrungen. In Höhe der Wade spürte ich einen scharfen Schmerz, zog das Bein zurück und wäre fast noch in ein Loch gerutscht, weil ich mich zu heftig bewegte. Nass rann es in meinen Schuh.

Der Kopf wollte mehr. Plötzlich erschien er über dem Rand des Loches, schwang einmal zurück und dann vor, um sich mit seinen von meinem Blut beschmierten Zähnen in meinem Arm festzubeißen. So hatten wir nicht gewettet.

Der Kopf bewegte sich in Mundhöhe direkt in die Klinge hinein, wobei ich das Messer noch einmal ruckartig in die Höhe zog, so dass der Schädel zerstört wurde. Abermals quoll Flüssigkeit aus den breiten Wunden, die sich erst über den Schädel verteilte, in den dunklen Haaren kleben blieb und dann ihren Weg an den eingefallenen Wangen des Kopfes nach unten fand. Auch der Arm verschwand.

Ich atmete auf. Schweiß bedeckte meine Stirn. Mein Herz hämmerte. Ich stand unter einem ungeheuren Stress und zog mein linkes Bein an, um mir die Wunde zu betrachten. Als ich das Hosenbein in die Höhe schob, sah ich die Wunde. Wunde war vielleicht falsch, es waren mehrere kleine, die wohlgeordnet und dem Abdruck des Gebisses entsprechend nebeneinander lagen. Ich hoffte nur, dass mir dieses Wesen durch seinen Biss nicht irgendeinen Keim eingeimpft hatte, der mich körperlich schwächte und vielleicht umwarf.

Rechts und links von mir hatte ich die beiden Wesen mit meinem geweihten Dolch erledigt, aber vor und auch hinter mir lag eine unübersehbare Zahl von Schachtöffnungen, die sicherlich mit diesen

gefährlichen Tentakelarmen bestückt waren. Und sie erschienen auch. Wahrscheinlich hatte es sich bei ihnen herumgesprochen, dass ich in ihr Reich eingedrungen war.

Jetzt wollten sie es mir zeigen. Sie wollten den sehen, der es gewagt hatte, zwei von ihnen zu töten. Wenn ich flach über die Öffnungen hinwegschaute, dann sah ich sie auch. Es waren wieder diese Schädel, und sie trauten sich nicht, direkt aus den Öffnungen zu erscheinen, sondern blieben mit ihnen auf gleicher Höhe. Ihre Haare erkannte ich dennoch.

Diese schwarzen, strähnigen Streifen, die fettig auf den Schädeln klebten und irgendwie eine glänzende Schicht bildeten. Dann die Gesichter darunter, wenn der Arm weiter in die Höhe glitt. Zwar dunkel, aber dennoch heller als der schwarze Untergrund, so dass sie sich ziemlich deutlich abhoben. Nicht nur vor mir befanden sich diese Wesen, auch an der Seite und in meinem Rücken, eben überall, wo sich die Öffnungen im Boden befanden.

Ich musste mich tatsächlich auf dem schmalen Grat zwischen zwei Löchern drehen. Eine verdammt schwierige Sache, denn ich konnte jeden Augenblick in die Tiefe rutschen. Sie krochen hoch. Sogar höher als die Schachtöffnungen, denn so konnten sie her anschwiegen und mich treffen.

Ich zog das Schwert. Es hatte einmal Destero gehört. Nun befand es sich in meinem Besitz. Es hatte mir schon manch guten Dienst erwiesen. Damit wollte ich kämpfen, damit konnte ich die verfluchten Gegner vernichten.

Allerdings war es ziemlich unhandlich, im Sitzen das Schwert mit der langen Klinge zu führen. Dabei musste ich Verrenkungen in Kauf nehmen und höllisch achtgeben, dass ich nicht ausglitt und in einen der Schächte stürzte.

Der erste Schlag. Zu harmlos geführt, ohne Kraft, denn der Tentakelarm konnte leicht ausweichen. Dabei verzog sich der Mund zu einem Grinsen. Wenigstens kam es mir so vor, und ich wartete ab, bis der Arm wieder zurückschwang, und zertrennte ihn dann mit einem Streich in der Mitte.

Kopf und ein Teil des Tentakels verschwanden in einem Schacht und waren nicht mehr zu sehen. Einen zweiten und dritten erledigte ich mit einem Rundschlag. Die Klinge durchschnitt sie, als bestünden sie aus Butter. Magie gegen Magie. Meine war stärker.

Und jetzt überlegten es sich die anderen Wesen, ob sie mich angreifen sollten. Sie blieben sicherheitshalber zurück oder tauchten erst gar nicht auf. Ich hatte mir eine kleine Atempause erkämpft und blieb erst einmal sitzen, um mich auszuruhen. Man ließ mir keine Zeit, denn auf einmal ertönte ein Zischen. Erst leise, dann schwoll es immer mehr an, wurde lauter und wurde für mich zu einer Quälerei

der Ohren.
Es war ein schauriges Bild. Aus allen Öffnungen stachen die Schädel und zischten durch ihre angespitzten Zähne. Allerdings nicht nur das. Es quoll auch noch etwas aus ihren Mäulern.
Giftiger Brodem! Ich bemerkte ihn, als ich husten musste. Das Zeug kratzte in meinem Hals. Es schnürte mir den Atem ab. Ich keuchte, räusperte mich und spürte gleichzeitig die Veränderung in meinem Kopf. Mir war, als hätte sich jemand eine Spritze genommen, sie in meine Stirn gestoßen und den Schädel mit Watte gefüllt. So jedenfalls fühlte es sich an. Und diese Watte breitete sich aus. Sie lähmte mein Denken und deshalb auch meine Reaktionen.
Ich saß auf dem Rand und konnte einfach nichts tun. Die anderen waren zu stark. Sie bewiesen mir ihre Macht, und immer größere Giftwolken drangen mir entgegen und kreisten mich ein. Wie im Krampf hielt ich mein Schwert fest. Ich wollte es nicht loslassen, denn wenn ich jetzt die Finger öffnete, dann verlor ich die Waffe, und sie würde in den Schacht fallen und irgendwo in der unauslotbaren Tiefe verschwinden. So und nicht anders sah es aus!
Langsam sank ich zurück. Ich ließ mich fast freiwillig fallen, doch dann erreichte ich einen Punkt, wo der Überlebenswille wieder stärker wurde. Nein, so nicht. Um Himmels willen, nur nicht aufgeben! Du musst dich zusammenreißen!
Und ich riss mich zusammen. Ich schaffte es in der Tat, mich wieder aufzurichten, und ich bemerkte auch, dass mir kein Brodem mehr entgegenströmte. Auch das Zischen ließ nach und verklang. Die Stille kehrte zurück.
Ich aber hockte auf dem schmalen Rand zwischen den beiden Schachtöffnungen und starrte ins Leere. Noch immer gelang es mir nicht, die Gedanken in meinem Kopf richtig zu ordnen. Es lief einfach zuviel durcheinander. Einige Male atmete ich tief durch. Obwohl die Luft hier nicht mit der auf der Erde zu vergleichen war, kam sie mir doch köstlich vor, nachdem der teuflische Brodem verschwunden war. Sollte das eine Warnung gewesen sein?
Hatten Asmodina oder der Spuk damit beweisen wollen, wie mächtig sie letztendlich doch waren?
Ich wusste es nicht, sah allerdings, dass sich von vorn eine Gestalt näherte. Und zwar eine, die ich kannte. Es war der blonde Dämon. Allerdings hatte er sich verändert. Sein Gesicht sah völlig entstellt aus. Es war auch nichts mehr von seiner normalen Haut zu sehen. Jetzt entdeckte ich darin die dicken roten Streifen, die bei unserem ersten Kontakt hinter der dünnen Haut geschillert hatten. Aus dem Nichts war er erschienen.
Langsam schritt er näher. Dabei hatte ich den Eindruck, als würde er den Boden überhaupt nicht berühren, sondern schweben. Das konnte

natürlich eine Täuschung sein, da ich in meinem Zustand sowieso nicht alles so genau erkannte, aber bei Dämonen wusste man schließlich nie, wie sie reagierten oder reagieren konnten. Mit jedem Schritt schmolz die Entfernung zwischen uns.

Ich glaubte, ein hässliches Grinsen auf seinem Gesicht zu sehen und gleichzeitig auch ein wissendes. Er ging nur auf dem schmalen Rand, balancierte zwischen den aufgerichteten Tentakelarmen mit den Köpfen, als wäre er der große König, der Herrscher. Dann blieb er stehen. Wir starrten uns an.

Ich sagte nichts, sondern wollte es ihm überlassen, das Gespräch zu beginnen.

»John Sinclair«, sagte er. »Wir haben uns beide noch nicht begrüßt. Wenigstens nicht in dieser Welt, mein Lieber. Damit heiße ich dich herzlich willkommen. Du befindest dich auf der Grenze zwischen dem Reich des Spuks und dem der Teufelstochter, und du bist sogar freiwillig zu uns gekommen, welch eine Ehre.«

Er lächelte teuflisch. Danach wandte er den Kopf und schaute sich um.

»Einige meiner Freunde hast du ja getötet, aber andere warten darauf, dich umzubringen. Und ich werde nichts tun, damit sie ihr Vorhaben nicht in die Tat umsetzen können.«

Er öffnete die rechte Hand, und ich sah den silbernen Nagel auf der Fläche liegen. Noch jetzt war es für mich ein Rätsel, wie er den Nagel überhaupt hatte anfassen können! Normalerweise hätte ihn das geweihte Silber zerstören müssen, aber das geschah nicht. War die Magie des Nagels vielleicht zu schwach? Nein, nur ich war schwach, denn die Nachwirkungen des eingeatmeten Gases spürte ich sehr deutlich. Ich konnte zwar wieder klar denken, doch es bereitete mir noch immer Mühe, mich zu bewegen. Alles lief zu träge ab.

»Ich besitze den Nagel, und ich besitze dich!« sagte der Dämon vor mir. »Was will ich mehr?«

Als er das letzte Wort gesprochen hatte, schloss er die Faust. Und da sah ich, dass sich seine Haut so seltsam bewegte. Sie schien sogar Falten zu werfen. Die Erkenntnis kam mir blitzartig. Der Dämon vor mir konnte deshalb den silbernen Nagel anfassen, weil er Handschuhe trug. Daher machte ihm das Silber nichts aus.

»Noch Fragen, Sinclair?«

»Ja.«

»Dann beeile dich, denn ich muss Asmodina den Nagel überreichen, damit sie Dr. Tod endlich in seine Schranken verweisen kann und nicht mehr durch ihn gestört wird.«

»Wo befindet sich Glenda Perkins?«

Der Dämon lachte schallend. »Willst du das wirklich wissen, Geisterjäger?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«
»Nun, sie befindet sich unter dir.«
Ich erschrak heftig. »In einem Schacht?«
»So ähnlich«, erwiderte der Dämon.
»Schacht kann man zwar nicht sagen, denn diese Schächte sind nicht unendlich, darunter befindet sich etwas.«
»Was?«
»Ganz einfach. Das Labyrinth der Angst. Oder Asmodinas Todeslabyrinth!«
Die Antwort hatte mich überrascht. Davon hatte ich noch nie gehört. Ein Labyrinth? Und es sollte unter den Schächten liegen?
Welche Überraschung erwartete mich denn noch in dieser vielschichtigen, kaum mit menschlichen Maßstäben nachzuvollziehenden Welt?
Ein Labyrinth unter den Schächten. Und dort sollte Glenda gefangen sein? Ich schaute den Dämon etwas ungläubig an, und er begann zu lachen.
»Ja, Sinclair, dort steckt sie.«
»Als was? Ist sie gefangen?«
»So kann man es nicht sagen«, erwiderte er.
»Sie steckt zwar im Labyrinth, jedoch nicht als Gefangene, sondern als Abgeurteilte. Verstehst du? Sie ist im Jenseits zum Tode verurteilt worden. Dort wird sie verrecken. Irgend jemand wird sie schon töten, und ihre Gebeine…«
»Hör auf«, schrie ich, »hör auf!«
Er grinste nur. »Ich kann mir vorstellen, dass du so etwas nicht verträgst. Aber du wirst keine Chance mehr haben, sie jemals wiederzusehen. Ich habe den Nagel, und das reicht mir. Außerdem hat mir Asmodina einen Auftrag gegeben.«
Ich konnte mir denken, welchen Job dieser Dämon von seiner Chefin erhalten hatte. Trotzdem wollte ich es genau wissen und fragte: »Welchen?«
»Dich zu töten, Sinclair!«

***

Sie standen da und schauten in den grauen Winterhimmel. Kara, Myxin und Suko, der Chinese. Alle drei waren irgendwie deprimiert und in den ersten Minuten unfähig, etwas zu sagen. Myxin hielt das Kreuz noch fest. Es kippte in seinen Fingern nach vorn, und es sah so aus, als würde es dem kleinen Magier aus der Hand rutschen.
Asmodina war verschwunden. Von ihrem Gesicht war am grauen Himmel nichts mehr zu sehen. Es hatte sich aufgelöst wie ein ferner Nebelstreif. Vielleicht waren sie zu siegessicher gewesen, vielleicht hätten sie noch warten sollen, aber sie hatten die Teufelstochter

unterschätzt. Sie war viel raffinierter und wirklich nicht harmlos. Sie stand ihrem Vorgänger, dem Schwarzen Tod, in nichts nach. Das hatte sie heute bewiesen.

Kara war die erste, die sich bewegte. Sie war der eigentliche Mittelpunkt der Beschwörung gewesen. Erst durch ihre Kraft und die Magie des Schwertes war es überhaupt gelungen, Asmodina erscheinen zu lassen. Und nun diese Niederlage. Das Mädchen aus dem Totenreich stützte sich auf. Ihre langen Haare wurden vom Wind erfasst und zur Seite geweht, so dass sie wie ein dunkler Schleier aussahen. Kara hob das Schwert an und steckte es wieder in die Scheide. Ihre Haut war bleich, und das Mädchen machte einen erschöpften Eindruck.

Niemand sprach. Bis Myxin sich umdrehte und an Suko herantrat. »Willst du das Kreuz an dich nehmen?«

Der Chinese schien wie aus einem Traum zu erwachen, denn er schreckte regelrecht hoch. »Was ist?«

Myxin wiederholte die Frage.

»Ja, ich nehme es.«

Suko nahm das silberne Kruzifix in die Rechte und schaute darauf. Er sah all die seltsamen Zeichen, die zum Teil noch gar nicht enträtselt waren, und er schaute auch auf die Gravuren der Erzengel. Diese vier hatten nicht helfen können.

Das Grauen war wie ein plötzliches Gewitter über einen Teil des Sinclair Teams hereingebrochen. Jetzt befand sich John in irgendeiner Dimension, die von seiner Todfeindin Asmodina kontrolliert wurde, und sie würde ihm kaum die Chance geben, diese Dimension wieder zu verlassen. Sie konnte für John zu einem gewaltigen Gefängnis werden oder auch zu einem riesigen Grab.

Suko machte sich Vorwürfe, dass er zu spät eingetroffen war. Er war erschienen, als John Sinclair verschwand. Vielleicht hätte er noch etwas retten können, so aber musste er Sir James melden, dass nichts mehr zu machen war.

Die Harley, mit der Suko gekommen war, stand an der zerstörten Kapelle. Der Chinese sagte den beiden anderen Bescheid und ging auf sein Motorrad zu. Er besaß ein leistungsstarkes Sprechfunk gerät und hoffte, dass er Sir James damit erreichte.

Es klappte. Sehr deutlich war die Stimme des Superintendenten nicht zu verstehen. Ein starkes Rauschen störte den Empfang. Der Chinese sprach die Sätze langsam, und Sir James hörte ihm genau zu. Ein paar Mal fragte er dazwischen, dann bat er Suko, wieder zum Yard zurückzukehren.

»All right, Sir«, erwiderte Suko.

»Was sagt der Chef?« fragte Myxin, nachdem Suko wieder zu ihm und Kara hinüber gegangen war.

»Er ist sprachlos.«
»Kann ich mir denken.«
»Gibt es überhaupt noch eine Chance?« erkundigte sich Suko.
»Kaum.«
»Was heißt kaum? Du streitest es also nicht ab, dass unter Umständen noch etwas zu machen ist?«
»Möglich, Suko. Nur brauchen wir dafür Zeit. Kara muss sich erholen. Die letzte Beschwörung hat sie sehr erschöpft. Asmodina zu beschwören zehrt an den Kräften, glaube mir. Wenn sie den Trank des Vergessens hätte, wäre das alles nicht so schlimm. Dann könnte ihr Geist in die anderen Dimensionen eindringen. Aber den hat sie nun mal nicht. Das ist unser Pech.«
Suko nickte.
Dieser Trank des Vergessens war wahrscheinlich noch schwerer zu finden als der Aufenthaltsort von Solo Morasso, alias Dr. Tod. Kara suchte ihn mit dem Mut der Verzweiflung. Sie ging jeder Spur nach, bisher jedoch erfolglos. Die Dämonen wussten genau, was sie da in den Händen hielten, und sie würden den Trank hüten wie einen kostbaren Schatz.
»Wäre ich doch nur früher gekommen«, ärgerte sich Suko laut.
»Aber ihr wart so plötzlich verschwunden, und da…«
»Es nutzt nichts, sich jetzt Vorwürfe zu machen«, erwiderte Myxin.
»Wie sagt ihr? Das Kind ist in den Brunnen gefallen und…« Er verstummte, redete nicht mehr weiter, denn sein Blick war auf die Knochen gerichtet, die dort auf dem Boden einen Kreis bildeten.
Sie, die lange in der Gruft dieser entweihten Kapelle gelegen hatten, wurden zu Staub. Als graues Mehl blieben sie auf der Erde liegen. Es hob sich kaum von den winterlichen Grasflecken ab.
»Damit ist auch diese Magie endgültig zerstört«, kommentierte Kara den Vorgang.
Die anderen beiden sagten nichts.
Suko fielen die Flamingstones ein. Er sprach Myxin und Kara darauf an.
»Könnt ihr es dort nicht versuchen?«
»Vielleicht. Aber dieser Platz ist ein Ort der Weißen Magie. Ob wir dort Verbindungen mit den Dimensionen des Wahnsinns bekommen, das weiß ich nicht.«
»Versucht es.«
»Ja«, sagte Myxin.
Danach verabschiedete sich Suko von den beiden.
»Auf jeden Fall bleiben wir in Verbindung«, erklärte er.
»Meldet euch, wann immer ihr etwas Neues erfahren habt.«
»Du kannst dich auf uns verlassen«, bestätigte der kleine Magier.
»Das weiß ich.«

Suko ging zu seiner Harley, setzte seinen Sturzhelm auf und startete. Laut röhrte der Motor. Aus dem Auspuffrohr quoll eine dicke weiße Wolke. Sie wirkte wie ein Abschiedsgruß.

***

Zwei Monster flankierten Glenda Perkins! Es waren die echsenköpfigen Wesen, die auch als Schatten durch die unheimliche Welt des Spuks huschten. Jetzt allerdings hatten sie ihre wirkliche Gestalt angenommen, und sie waren auch bewaffnet, denn in ihren krallenbewehrten Händen trugen sie lange Lanzen.

Glenda hatte sich von dem Schock der dämonischen Gerichtsverhandlung noch nicht erholt.

Maddox hatte ihr das Urteil ins Gesicht geschleudert. Im Jenseits verurteilt! Gab es eine schlimmere Strafe? Nein, Glenda konnte sich keine grausamere vorstellen. Für alle Ewigkeiten sollte sie in dieser Welt bleiben, bis zum Tod. Aber wie lange dauerte eine Ewigkeit? Gab es überhaupt Grenzen, zeitlich gesehen, oder meinte Maddox nur die Zeitspanne, die zwischen ihrer Verurteilung und dem Tod lag? Sollte das diese schreckliche Ewigkeit sein, die sie quälen würde? Glenda wusste es nicht.

Und sie wollte es auch nicht wissen, denn alles in diesem Land war so unwirklich, so grausam und so anders. Wie ein schlimmer Traum. Nur war es kein Traum, sondern Realität. Sie, Glenda, befand sich in einer schrecklichen Welt und von Feinden umgeben. Das Labyrinth wartete auf sie. Man hatte es ihr gesagt. Im Labyrinth sollte sie sterben, nicht sofort, sondern irgendwann würde sie dort der Tod ereilen. Auf welche Art und Weise dies geschah, das wusste sie nicht. Es würde nur passieren, das war sicher.

Flucht war sinnlos. Wohin hätte sie sich auch wenden sollen? Sie kannte sich nicht aus, und wenn sie etwas versucht hätte, dann wäre sie nur irgendwelchen Feinden in die Arme gelaufen. Also musste sie schon zwischen ihren beiden Bewachern bleiben, die sie auch gar nicht hätten laufen lassen. Es gab einfach keinen Ausweg.

Das Urteil des Dämonenrichters musste vollstreckt werden, denn noch nie war ein von Maddox festgelegtes Urteil nicht in Erfüllung gegangen. Er sorgte durch seine Vasallen immer dafür, dass die Verurteilten das erhielten, was ihnen kraft seines Spruches zustand.

Dicht neben Glenda schritten die beiden Aufpasser. Manchmal berührten sie die junge Frau. Dann zuckte sie jedes Mal zusammen, als würde sie von einem Ekelgefühl überfallen.

Sie hatte nicht gesehen, wohin der Weg führte. Es war ihr auch egal. In diesem Land, in dieser unheiligen Dimension gab es keine Richtungen, da spielte es keine Rolle, ob sie nach vorn, rechts, links oder nach hinten gingen. Der Boden war noch immer gleich. Er

bestand aus dunkelgrauem, porösem, irgendwie weich anmutendem Gestein, rau, uneben. Auch der Nebel befand sich weiterhin um sie herum. Zwar nicht mehr so dicht, etwas aufgerissener, und manchmal glaubte Glenda, von einigen roten oder grünen Augen beobachtet zu werden, die sie aus der Nebelsuppe anstarrten. Sie schauderte jedes Mal zusammen, denn rote Augen hatten auch die Echsenmenschen.

Hin und wieder huschten Schatten über sie hinweg. Dann verdunkelte sich für einen Moment ihr Blickfeld, und sie spürte einen eiskalten Hauch, der sie streifte. Das Grauen war da. Es umgab sie, es lauerte in der Nähe. Dunkel, drohend und geheimnisvoll, allgegenwärtig war es in dieser schrecklichen Welt.

Glenda war sehr sensibel geworden. Mit jeder Faser ihres Körpers spürte sie, dass sie eingekesselt war. Manchmal rann es kalt über ihren Rücken, dann schwitzte sie, und die Luft kam ihr schwer vor, als bestünde sie aus Sirup.

Einige Male schon war sie nahe daran gewesen, zusammenzubrechen, denn das Laufen bereitete ihr doch Schwierigkeiten. Sie war lange gefesselt gewesen. Stricke hatten ihren Kreislauf malträtiert, und so dauerte es etwas, bis sie sich erholt hatte.

Dann lichtete sich der Nebel ein wenig. Glendas Sicht wurde besser, und sie erkannte, dass sie ihr Ziel erreicht hatten. Vor ihr lag das Labyrinth der Angst.

Asmodinas Todeslabyrinth!

Nun endlich sah sie es.

Sie brauchte einige Zeit, um diesen Eindruck zu verkraften. Eine grüne, gewaltige Mauer stand vor ihr. Im ersten Moment erinnerte sie an gestutzte und sorgfältig geschnittene Hecken, wie sie in manchen Parks zu sehen waren, doch Glenda glaubte nicht daran, dass es sich hierbei um Hecken handelte. In den Dimensionen des Schreckens wuchs nichts Grünes. Da war alles kahl, hier gab es nur verbrannte Erde.

Glenda spürte die Hände der Echsenköpfigen auf ihren Schultern. Sie schoben Glenda vor sich her, und es half auch nichts, dass sie ihre Füße in den Boden stemmte. Die anderen waren zu kräftig.

Die junge Frau wurde auf die grüne Mauer zugeschoben, und je weiter sie sich näherte, um so deutlicher sah sie die Wand jetzt. Und sie erkannte, woraus sie wirklich bestand.

Aus Tieren.

Ja, die Wand war aus kleinen Tieren errichtet worden. Da wimmelte es nur von unzähligen winzigen grünen Würmern, die so ineinander verknotet waren, dass es kaum einen Durchlass gab. Und sie sonderten einen grünlichen Schleim ab, der sich auf ihre zusammengeballten Körper gelegt hatte und diese Schicht bildete. Ein wirklich grauenvolles Bild, und Glenda Perkins schüttelte sich.

Ekel stieg in ihr hoch, aber die Echsenköpfigen dachten nicht daran, sie in Ruhe zu lassen. Sie schleiften ihr Opfer auf einen schmalen Durchgang zu, den Glenda erst jetzt entdeckte. Es war das Tor!

In dem Eingang flimmerte es grünlich, und als Glenda durch den plötzlichen Prankenhieb in den Rücken nach vorn gestoßen wurde, hatte sie das Gefühl, ein Tuch würde über ihr Gesicht streifen.

Nach einigen Schritten fing sie sich wieder, drehte sich um und sah das Tor verschlossen. Eine grüne Wand befand sich dort. Und in ihr wimmelten Tausende von Würmern. Glenda Perkins war eine Gefangene im Labyrinth, der Angst!

***

Wie hätte es auch anders sein können? Dass ich am Leben bleiben würde, war nicht drin. Das konnten sich meine Feinde überhaupt nicht leisten. Wenn ich mich schon als Gefangener in ihrer Dimension befand, dann mussten sie mich auch aus dem Weg schaffen. Koste es, was es wolle.

Dieser Dämon vor mir sollte es übernehmen. Aber wie?

An ihm sah ich keine Waffe, ließ mich allerdings auch nicht täuschen, denn Dämonen besaßen oft sehr starke Kräfte, geistige und körperliche Kräfte, so dass sie getrost auf eine Waffe, wie wir sie kannten, verzichten konnten.

Das Gas hatte mich widerstandslos machen sollen. Ich war es nicht geworden, sondern hatte mich zusehends erholt, so dass ich gar nicht daran dachte, mein Leben einfach wegzuwerfen. Ich würde kämpfen. Zudem dachte ich nicht so sehr an meinen eigenen Tod, sondern mehr an Glenda Perkins. Sie befand sich zwar nicht in meiner unmittelbaren Nähe, doch durch die Auskunft des Dämons wusste ich, wohin man sie geschleppt hatte. In das Labyrinth der Angst. Und da genau wollte ich hin. Aber lebend!

Der Dämon vor mir ahnte nichts von meinen Gedanken. Er sollte mich ruhig für schwächer halten, als ich tatsächlich war.

»Schreckt dich der Tod nicht, Sinclair?« fragte er höhnisch.

»Doch«, erwiderte ich.

»Dann zittere.«

»Warum? Mir haben schon viele den Tod versprochen, aber noch lebe ich. Und ich denke nicht daran zu sterben.«

Seine Stimme klang spöttisch, als er antwortete: »Was willst du denn dagegen unternehmen?«

»Ich will zu Glenda Perkins!«

»Du willst freiwillig in das Labyrinth?«

»Genau!«

»Da kommst du nie hin. Nie. Und wenn, dann hast du nichts gewonnen, denn aus dem Labyrinth gibt es kein Entrinnen,

Geisterjäger. Wer einmal darin steckt, der kann nicht mehr heraus. Verstehst du das? Dieses Labyrinth ist praktisch der Tod. Du bist so gut wie erledigt, und dort warten auch die Qualen der Hölle.«

»Ist es die Hölle?«

»Nein, aber fast so schlimm.«

»Dann hast du es schon gesehen?«

»Natürlich. Jeder von uns hat es gesehen, auch als Abschreckung. Wünsche dir lieber einen Tod, so wie ich ihn dir geben werde, John Sinclair.«

»Wie sähe der aus?«

Der Dämon mit dem Streifengesicht vollführte eine weite Armbewegung.

»Schau dich um. Sieh genau hin, wer in den Schächten haust. Sie brauchen Opfer, und in einen Schacht werde ich dich hineinstoßen, daran gibt es nichts zu rütteln.«

Ich hatte mich wieder aufrecht hingesetzt und nickte. »Du kannst es ja mal versuchen.«

Er verzog das Gesicht. »Bilde dir nicht zuviel auf deine Waffen ein, Geisterjäger. Sie werden dir nämlich nicht helfen. Meine Magie und die Magie dieser Dimension sind stärker. Du hast es nicht geschafft, noch nicht, denn die Überraschung kommt noch. Gib genau acht!«

Er trat zwei Schritte zurück, und es sah wirklich aus, als würde er die Ränder der Schächte kaum berühren.

Ich hob den rechten Arm. Die Hand umklammerte den Schwertgriff. Ich war bereit, mein Leben so teuer wie nur möglich zu verkaufen, aber die Gefahr drohte nicht direkt von ihm, sondern von einer völlig anderen Seite.

Unter mir begann es. War der Boden der Schachtränder bisher fest und widerstandsfähig gewesen, so wurde er plötzlich weich. Ich hörte das höhnische Lachen des Dämons und kippte nach links weg, weil der Rand unter mir nachgab.

Ich war zwar bewaffnet, jedoch nicht in der Lage, mich zu wehren, weil ich meine Waffen nicht benutzen konnte. Ich musste mich statt dessen darauf konzentrieren, nicht abzurutschen und in den Schacht zu fallen. Hastig streckte ich den Arm aus. Und ich schaffte es, mich festzuhalten.

Doch kaum hatte sich meine Hand um den Schachtrand geklammert, da gab dieser schon nach und bröckelte unter meinen Fingern ab. Ich kippte um.

Der Dämon hatte seinen Spaß. Er beobachtete mein verzweifeltes Bemühen um Balance.

Wenn ich wirklich etwas erreichen wollte, dann musste ich von diesen verfluchten, ineinandersinkenden Schachtöffnungen endlich weg.

Wo der Dämon stand, da war die Härte noch normal, dort tat sich nichts. Aber bei mir sanken sie ein.

Es war mir gelungen, mich wieder nach vorn zu bewegen. Mit dem Schwert stützte ich mich ein wenig ab. Und dann rutschte ich so weit vor, bis ich wieder festeren »Boden« unter den Füßen hatte.

Das heißt, ich musste trotzdem balancieren, und aus den Öffnungen schossen schon die langen Krankenarme mit den grausamen Köpfen.

»Was ist?« verhöhnte mich der Dämon.

»Willst du immer noch nicht sterben?«

»Nein«, gab ich krächzend zurück.

»Nur mit dir, du verfluchter Dämon!«

Er lachte und schaute zu, wie ich mich verzweifelt wehrte. Zum Glück hatte ich das Schwert. Einen Kopf konnte ich kappen. Zusammen mit dem Arm verschwand er in der dunklen Röhre. Einen zweiten verfehlte ich.

Und nun bewies es sich, dass der Besitz des Schwertes auch Nachteile mit sich bringen konnte. Ich hatte den Schlag etwas zu hastig durchgeführt und war dadurch ins Stolpern geraten. Ich fiel nach vorn, rutschte dabei noch ab und hörte den Dämon widerlich lachen.

Er hatte sein Ziel erreicht. Ich würde in einer der Schachtöffnungen verschwinden, und dies auf Nimmerwiedersehen.

Aber so hatten wir nicht gewettet. Der Dämon mit dem Streifengesicht lachte noch immer, als ich mich mit einem letzten, verzweifelten und gewaltigen Sprung auf ihn warf und ihn auch zu packen bekam. Damit hatte er nicht gerechnet.

Meine linke Hand krallte sich in seinen Körper. Ich sah das Entsetzen in seinen Augen, die auf einmal groß wurden, und zusammen kippten wir im Zeitlupentempo nach hinten.

Und da lauerte der Schacht… Dunkel die Öffnung, drohend die unheilvolle Tiefe, aber nicht unendlich. Wir hatten ein Ziel, wir würden irgendwo landen, zusammen landen, denn dieser Dämon war meine einzige Chance.

Er versuchte noch, sich zu befreien, aber das ließ ich nicht zu, und gemeinsam und aneinandergekrallt fielen wir in die unheil volle Tiefe der Röhre…

***

Glenda zitterte vor Angst!

Obwohl ihr bisher noch niemand etwas getan hatte, war dieses Gefühl übermächtig. Allein die Vorstellung, in diesem Irrgarten des Wahnsinns zu hocken, machte sie schon rasend. Sie atmete heftig, blieb auf der Stelle stehen und wollte erst einmal abwarten, bis sich ihre Nerven beruhigt hatten.

Getan hatte ihr noch niemand etwas. Sie war auch bei der

Verhandlung nicht gezüchtigt und nicht geschlagen worden. Man hatte sie eben nur auf einem Stuhl festgebunden und ihr das Urteil verlesen.

Jetzt war es vollstreckt. Kein schneller Tod, nein, sondern eine langsame Hinrichtung, denn als etwas anderes bezeichnete Glenda die Strafe nicht. Sie sollte auf eine qualvolle Art und Weise getötet werden.

Wahrscheinlich lauerten in diesem Labyrinth tausend Gefahren, und sie würde keine Chance haben, ihnen zu entrinnen. Schon allein diese grünen Wände machten ihr Angst. Wände, die aus lebenden Tieren bestanden, aus winzigen Würmern. Sie hatten sich zu einer Masse zusammengefunden, ringelten und bewegten sich, wobei sie von diesem grünlichen Schleim überzogen waren, den sie stetig absonderten.

Trotz ihrer Angst erreichte Glenda irgendwann einen Punkt, wo gewissermaßen der Lebenswille als winziges Flämmchen der Hoffnung weiterbrannte. Es war nur noch ein Flackern, mehr nicht, aber Glenda hatte die Hoffnung trotzdem nicht aufgegeben. Vielleicht gab es doch einen Ausweg?

Sie sagte sich selbst, dass die Möglichkeit eigentlich unwahrscheinlich klang, doch jetzt noch pessimistisch denken durfte sie auf keinen Fall. Dann drehte sie später noch durch. Das Schlimmste, was ihr passieren konnte. Deshalb riss sich Glenda Perkins zusammen, so schwer ihr dies auch fiel.

Sie schaute sich um. Was sie sah, war natürlich nicht ermutigend. Sie befand sich tatsächlich in einem Irrgarten. Da gab es Zickzack Gänge, die um und zwischen den aus Würmern bestehenden Mauern hindurch führten. Die Gänge waren kurz, manchmal eng, dann wieder breit. Hin und wieder sprangen die Mauern weiter vor. Da bildeten sie dann regelrechte Ecken.

Glenda ging ein paar Schritte weiter. Es nutzte ja nichts, wenn sie stehenblieb und Trübsal blies. Sie musste etwas tun. Vielleicht konnte sie dann auch mit ihren Gedanken fertig werden.

Dicht an einer Wand blieb sie stehen. Dabei streckte sie ihren Arm aus, unbewußt eigentlich, und die Finger berührten die Wand. Mit den Spitzen glitten sie darüber hinweg. Glenda stieß einen leisen Schrei aus und fuhr zurück.

Deutlich hatte sie den Schleim gespürt, der sich zwischen ihre Finger gesetzt hatte. Sie merkte auch das leichte Brennen, und als sie die Finger spreizte, da sah sie den Schleim dazwischen kleben. Glenda schüttelte sich, als würde sie frieren. Ihr Gesicht verzog sich, und sie schleuderte mit heftigen Schlenkerbewegungen der linken Hand den Schleim von ihren Fingern, der in dicken Tropfen zu Boden klatschte.

Dann ging sie weiter und wandte sich nach rechts, wo sich ein Gang

auftat. Ein seltsames Licht lag über dem Labyrinth. Von wo es herkam, wusste Glenda nicht, sie fand es auch nicht heraus. Auf jeden Fall war es vorhanden, und es schimmerte ebenso grünlich wie die quer und längs stehenden Trennmauern. Grün und geheimnisvoll.

Glenda warf einen Blick nach oben. Vielleicht konnte sie eine Decke sehen oder einen Himmel. Doch da war nichts. Grau und Grün mischten sich zu einer Farbe, die kaum etwas erkennen ließ.

Ihre Augen begannen schon zu tränen, so lange hatte sie hochgestarrt, dann gab sie sich einen Ruck und bewegte sich weiter vor. Der Boden unter ihren Schuhen war nicht mehr steinig und rau, er hatte seine Beschaffenheit gewechselt. Weich war er, irgendwie federnd, als würde Glenda auf Kissen schreiten. Allerdings zeigte er keine sumpfigen Eigenschaften. Er zog die junge Frau nicht in die Tiefe und saugte sich auch nicht an ihren Füßen fest.

Auch die Wände gaben Licht ab. An manchen Stellen schimmerten sie heller, und sie glaubte sogar, hin und wieder einen gelben Streifen in dem Wirrwarr zu entdecken. Schlimm empfand sie auch die Stille. Da gab es keinerlei Geräusche um sie herum, nur die fast absolute Ruhe, in der Glenda nur ihren eigenen Atem hörte. Selbst der war ihr zu laut. Deshalb versuchte Glenda, nur durch die Nase Luft zu holen.

Plötzlich blieb sie stehen. Es ging nicht mehr weiter, denn sie sah vor sich eine grüne Mauer. Sackgasse! Schrill lachte die junge Frau auf. Natürlich, in einem Labyrinth gab es nicht nur Gänge, die zusammenliefen oder auch ineinander mündeten, sondern ebenfalls Sackgassen. Wie diese hier!

Sie konnte nicht mehr weiter, blieb stehen, drehte sich dann um und ging den Weg zurück. Noch war es leicht. Als sie die Einmündung erreichte, brauchte sie nur nach links zu schauen, um dort den Eingang zu sehen. Oder war er da nicht? Sie runzelte die Stirn. War sie schon so durcheinander, dass sie bereits alles verwechselte?

Glenda wusste es nicht, doch sie merkte, dass dieser Irrgarten wirklich eine mörderische Falle war. Man wurde selbst zu einem Teil des Labyrinths, wusste schließlich keinen Ausweg mehr und landete in einem Zustand des Wahnsinns. Glenda schlug die Hände vors Gesicht, als sie daran dachte. Es kostete sie Mühe, sich zusammenzureißen. Sie schluchzte auf und zog die Nase hoch. Das hier war gemein, eine lebensgefährliche Falle. Ihre Gegner hatten genau gewusst, was sie mit dieser Verurteilung taten. Man wollte sie in den Wahnsinn treiben, und sie wussten auch, dass niemand an einem Punkt stehenbleiben würde.

Die Nerven hatte keiner. Irgendwann würde jeder versuchen, dem Irrgarten zu entkommen. Der eine früher, der andere später.

Glenda nahm die Richtung, die sie links vom Eingang in einen Gang führte. Er war schmal. Fast berührte sie mit ihren Schultern die

schleimigen, aus Würmern bestehenden Wände, und ein Schauer lief über ihren Rücken. Unwillkürlich zog sie die Schultern zusammen, denn vor diesen widerlichen Würmern ekelte sie sich mehr als vor allem anderen.

Schritt für Schritt tastete sich die junge Frau weiter vor, tiefer in das gefährliche Labyrinth, in dem noch tausend Gefahren lauern konnten. Weich war der Boden, weich und nachgiebig. Ihre Schritte waren nicht zu hören, und Glenda bemerkte am Ende dieses schmalen Wegs einen weiteren Gang, der quer zu dem verlief, durch den sie soeben schritt.

Der neue Gang war breiter, und Glenda wandte sich nach rechts. Er führte jedoch nicht geradeaus, sondern in einer Zickzacklinie tiefer in den geheimnisvollen Irrgarten. Glenda folgte dem Gang.

Sie atmete mit halboffenem Mund, ihre Sinne waren gespannt, und sie wunderte sich, als sie plötzlich einen Baum sah, der die Form eines gewaltigen Tannenzapfens hatte und ebenfalls grün schimmerte. Bäume in diesem Irrgarten? Und bestand er vielleicht auch aus diesen Würmern? Neben dem Baum blieb Glenda stehen. Sie legte den Kopf in den Nacken und schaute an ihm hoch. Er hatte Äste, die in ihrer Länge an die einer Fichte oder Tanne erinnerten. Nur konnte Glenda sich nicht vorstellen, dass hier tatsächlich ein Baum wuchs. Bestimmt war dieser angebliche Baum ein Wirrwarr aus Würmern und anderem ekligen Zeug.

Irgendwie hatte sie Mut gefasst und wollte es genau wissen. Noch ein wenig zögernd hob sie die rechte Hand, erfasste einen der unteren Zweige und nahm ihn zwischen ihre Finger. Im selben Augenblick zuckte ihre Hand schon zurück. Der Zweig bestand nicht aus einer Unzahl von Würmern, sondern aus einem anderen Material, das zwischen ihren Händen zerbröselte und als Staub vor ihrem Gesicht zu Boden rieselte.

Da hörte sie das Stöhnen. Glenda versteifte sich, weil sie das Gefühl hatte, der Baum hätte dieses Geräusch von sich gegeben. Wenn ja, dann würde er leben! Glenda trat einen Schritt zurück. Sie bewegte den rechten Fuß zuerst, wollte den linken nachziehen und spürte plötzlich den Druck an ihrem Gelenk. Für einen Moment stand sie unbeweglich da. Dann senkte sie den Blick, schaute an ihrem Körper hinab und sah die weißlich schimmernde Hand, die ihren Fuß umklammert hielt…

Eine Menschenhand! Die Hand einer Frau, denn deutlich erkannte Glenda die schmalen Finger und die rot lackierten Nägel. Eine Frau in diesem Labyrinth, oder war sie ein Zombie, eine Untote, die man wie sie hierher geschleppt hatte? Glenda wusste es nicht.

Sie wagte auch nicht, sich zu bewegen, denn in ihrem Innern tobte eine kleine Hölle. Auch rechnete sie damit, dass die Hand sie zu Boden

reißen würde, doch das geschah seltsamerweise nicht. Sie hielt nur fest.

Sekunden vergingen.

Atemlos stand Glenda und lauschte. Sie schluckte ein paar Mal, hörte das Echo ihres Herzschlags an den Rippenbögen und wartete darauf, dass sich etwas tat. Das geschah tatsächlich.

Die Hand ließ sie zwar nicht los, aber unter dem Baum bewegte sich etwas. Eine Gestalt kroch hervor. Glenda schaute auf sie und sah zuerst das lange blonde Haar, das den Kopf verdeckte und wie ein Schleier zu beiden Seiten des Gesichts nach unten fiel, so dass die Spitzen den Boden berührten.

Die Frau sagte kein einziges Wort, als sie sich vorschob. Glenda hörte nur das schabende Geräusch, mit dem die Unbekannte über den Boden glitt. Ihre Schultern wurden sichtbar und der Oberkörper. Nur in das Gesicht konnte Glenda nicht schauen.

Dafür sah sie, dass die Frau einen hellen Pullover trug und da rüber eine braune, ärmellose Weste. Einen Rock hatte sie nicht an, dafür eine dunkle Hose, die am Knie endete. Die Beine steckten in roten Strümpfen. Schließlich war die Frau vollends unter dem Baum hervorgekrochen, und sie löste auch den Griff um Glendas Fuß.

Glenda atmete befreit auf. Mit einer Hand wischte sie sich den Schweiß von der Stirn, holte noch einmal tief Luft und fragte mit leiser Stimme: »Können Sie mich hören?«

Glenda erhielt keine Antwort. Die Unbekannte allerdings zog die Arme an, stemmte ihre Hände auf den Boden und kam langsam auf die Beine.

Das alles erinnerte Glenda an einen Menschen, der eben aus dem Schlaf gerissen wurde und deshalb Mühe hatte, sich in der Realität zurechtzufinden.

Die Frau schwankte etwas, auch als sie vor Glenda stand, das lange blonde Haar zurückwarf und Glenda anschaute. Die Sekretärin fuhr zurück. Ihre Augen weiteten sich, die Lippen formten Worte, die kaum zu hören waren und nur stotternd hervordrangen.

»Das das darf doch nicht wahr sein«, hauchte sie. »Das das gibt es nicht…«

Nein, eine Täuschung war es wirklich nicht. Vor Glenda Perkins stand eine Frau, die sie kannte.

Sogar gut kannte.

Jane Collins!

***

Es war ein Fall in die Ewigkeit!

Das Gefühl hatte ich. Ich umklammerte den mit mir in die Tiefe rasenden Dämon mit einer Hand. In der anderen hielt ich das Schwert,

das ich auf keinen Fall loslassen wollte, denn für mich war es so etwas wie eine Lebensversicherung.

Etwas klatschte gegen meinen Rücken, verhakte sich in der Kleidung, und ich nahm an, dass es spitze Zähne waren, die nach mir schnappten, mich aber nicht festhalten konnten.

Wir fielen weiter. Tiefer, immer tiefer. Vielleicht der Hölle entgegen. Unter Umständen war das geheimnisvolle Labyrinth, von dem der Dämon gesprochen hatte, die Hölle. Ich wusste es nicht.

Ich hatte auch Mühe, überhaupt etwas zu denken. Ich klammerte mich nur fest, denn dieser Dämon war meine einzige Chance. Solange ich bei ihm blieb, konnte ich mir noch etwas Hoffnung ausrechnen. So jedenfalls dachte ich.

Eigentlich erwartete ich, dass der Fall irgendwann in ein Schweben übergehen würde. Diese Hoffnung wurde enttäuscht. Wir jagten weiterhin mit der gleichen Geschwindigkeit nach unten, mit der wir auch in den Schacht gefallen waren.

Fallschirmspringer bewegen sich anders. Sie rudern mit Armen und Beinen, ich dagegen blieb ruhig. Ich wollte nicht irgendwo gegen die harten Innenwände des Schachts klatschen und mir noch unter Umständen Verletzungen zuziehen.

Die Tiefe und die Schwärze fraßen uns. Wo führten sie hin? Endlos waren sie nicht, wie ich gehört hatte.

Also endlich.

Sie hatten ein Ziel und… Der Aufprall!

Obwohl ich mir vorgenommen hatte, meinen dämonischen Begleiter festzuhalten, erfolgte er so plötzlich, dass ich ihn losließ. Wir klatschten auch nicht auf die harte Erde, sondern federten wieder hoch und überschlugen uns in der Luft. Für einen Moment hatte ich die wahnsinnige Angst, beim Zurückfallen in die Klinge des Schwertes zu stürzen, doch dann erfolgte schon der nächste Aufschlag, und alles war normal. Ich wurde abermals hochgeworfen, fiel wieder. Das gewaltige Netz bewegte sich, und es gelang mir, mich mit der linken Hand in seinen Maschen festzuklammern. So blieb ich erst einmal für wenige Sekunden liegen und wartete, bis sich das Netz beruhigt hatte. Auf dem Rücken lag ich, starrte in die Höhe und sah nichts. Nicht einmal die Öffnung der Röhre, durch die wir gefallen waren. Das Licht, grünlich schimmernd, drang von unten zu uns hoch.

Wie hatte der Dämon noch gesagt?

Unter den Röhren liegt das Labyrinth der Angst Asmodinas Irrgarten, eine grausame Todesfälle für Menschen und Dämonen. Unwillkürlich schüttelte ich mich, wälzte mich dabei auf die Seite und schaute zu, was mein Begleiter machte. Er rappelte sich ebenfalls auf und hatte es bereits weiter geschafft als ich. Leicht geduckt kniete er auf dem Netz.

Die Augen in seinem Gesicht starrten mich an. Die roten Streifen auf

der Haut zuckten und schimmerten. Irgendwie trug ich die Sache mit Humor, denn die erste, große Gefahr, wie sie die geheimnisvollen Schächte darstellten, hatte ich überwunden. Ich grinste schief.

»Na, das hättest du nicht gedacht, wie? Jetzt hängen wir beide hier.«

»Freu dich nur nicht zu früh!« zischte er, und im nächsten Augenblick verging mir das Grinsen.

Leichtfüßig schnellte er auf mich zu, als würde ihn das gewaltige Netz mit seinen dunklen, kleinen Maschen überhaupt nicht hindern. Nicht wie bei mir, denn ich hatte Mühe, überhaupt das Gleichgewicht zu halten. Zeit, mein Schwert hochzureißen, hatte ich nicht. Ich musste nur sehen, dass ich auswich.

Und wie ein im Griff verstecktes Messer hervorschnellt, so sah ich plötzlich die Hälfte des Silbernagels aus seiner Faust hervor ragen. Kein Zweifel, er wollte mich mit dem Nagel töten, wie ich damals Dr. Tod vernichtet hatte.

Er zielte auf mein Gesicht, den Arm hatte er halb erhoben und rammte ihn dann nach unten. Ich verteidigte mich mit den Beinen, hoffte auf mein Glück und hatte es tatsächlich. Mit dem rechten Fuß traf ich seine rechte Schulter, die linke Sohle hieb in sein Gesicht.

Er geriet aus der Richtung, brachte den Arm zwar noch nach unten, doch die Nagelspitze hieb durch eine Masche im Netz.

Noch ein Tritt!

Ich hatte das Bein angezogen und es wieder vorschnellen lassen. Diesmal erwischte es ihn härter. Es gab einen dumpfen Schlag. Der Dämon krümmte sich, spannte jedoch seinen Rücken an und kam wieder auf die Füße. Ich war auch schon hoch. Mein Schwert hatte ich fallen lassen. Der Boden war mir zu unruhig. Ich hätte die schwere Waffe kaum ausbalancieren können. Deshalb zog ich den Dolch. Wenn es hier hart auf hart kam, dann wollte ich ihn damit erledigen.

Er tänzelte zur Seite. Bewundernswert, wie er sich auf diesem schwankenden Netz bewegte, während ich große Schwierigkeiten hatte, überhaupt das Gleichgewicht zu bewahren. Ihm machte diese Unterlage nichts aus.

Und wieder zuckte er vor. Ich wich zurück. Es war eine Finte. Er hatte gar nicht zustoßen wollen, sondern fegte seinen rechten Arm zur Seite, der einen Halbkreis beschrieb, so dass die Nagelspitze fast das Netz berührte.

Ich setzte alles auf eine Karte und warf mich auf ihn. Er sah mich zwar noch, doch diesmal reagierte er zu spät. Mit meinem ganzen Gewicht prallte ich gegen ihn und warf ihn um. Er wollte sich noch zur Seite werfen, damit er aus meiner unmittelbaren Reichweite gelangte.

Dagegen allerdings hatte ich einiges. Eisern hielt ich seine rechte Hand mit meiner linken fest. Die Finger umschlossen sein Gelenk.

Im nächsten Augenblick zitterte die geweihte Silberdolchspitze dicht vor seiner Kehle. Er hatte sich noch wehren wollen, doch nun blieb er liegen, denn er wusste genau, was mit ihm geschah, wenn ich zustieß.

»Ganz ruhig!« keuchte ich.

»Bleib nur liegen, oder ich bringe dich um!«

Er gehorchte. Sein Mund verzerrte sich dabei. Mir schien es, als wollte er mir etwas sagen, doch er hielt sich zurück.

»Den Nagel!« flüsterte ich.

»Gib mir den Nagel!«

»Nein!«

»Dann stoße ich zu!«

Da lachte er. Es war ein wissendes, triumphierendes Lachen, das ich in seiner Situation nicht ausgestoßen hätte. Doch er hatte einen triftigen Grund, den ich schon einen Augenblick später erfuhr.

»Wenn du das tust, bist du verloren!« zischte er mir entgegen.

»Das bin ich so oder so.«

»Vielleicht.«

»Dann hast du mich zuvor angelogen, als wir oben auf den Schachträndern saßen?«

»Möglich.«

Ich schaute in seine dunklen Augen. Bei einem Menschen kann man durch einen Blick oftmals erkennen, welche Gefühle ihn beherrschen. Bei diesem Dämon klappte das nicht.

»Ich gebe dir jetzt eine halbe Minute, mir alles zu sagen, wenn nicht, töte ich dich wirklich.«

»Was ist schon Zeit?«

»Für mich bedeutet sie etwas.«

»In deiner Welt, aber hier nicht.«

»Rede.« Ich war es leid.

»Natürlich, Geisterjäger, natürlich. Ich habe dir ja von Asmodinas Todeslabyrinth berichtet. Erinnerst du dich?«

»Selbstverständlich.«

»Wir befinden uns darüber. Ein gewaltiges Netz umspannt das Labyrinth. Von hier aus können wir eindringen…«

»Und sind verloren«, fügte ich hinzu.

»Das braucht nicht zu sein.«

Der Dämon wollte mich narren und hinhalten, ich spürte es deutlich.

Deshalb sagte ich: »Hör zu, du kannst mir mit deinem Irrgarten gestohlen bleiben. Wenn ich auf diesem Netz weitergehe, erreiche ich irgendwann mal sein Ende und habe folglich auch das Labyrinth hinter mich gebracht.«

Da lachte der Dämon wieder.

»Das ist ein Irrtum, sogar ein gefährlicher Irrtum. Nichts wirst du erreichen, gar nichts. Dieses Netz läuft in die Ewigkeit. Es ist

unendlich, es endet im Nirgendwo, in den Dimensionen des Wahnsinns, wie ihr immer zu sagen pflegt. Denkst du jetzt anders darüber?«

Lüge? Bluff? Wollte er sein Leben retten? Das lag durchaus im Bereich des Möglichen.

Der Dämon sah sich in der Falle. Er musste jetzt heraus, irgendwie. Und wenn er dabei einen Trick versuchte. Nur war es wirklich ein Trick? Dessen war ich mir nämlich nicht sicher.

Das Reich der Dämonen ist vielschichtig. Man erlebt immer wieder die unheimlichsten Überraschungen, und so konnte es mir auch ergehen, wenn ich das recht bedachte. Es war ein Spiel mit dem Feuer. Entweder hatte er recht oder nicht. Ich musste es darauf ankommen lassen.

»Willst du mich noch immer töten?« flüsterte er.

»Ich überlege es.«

»Dann entscheide dich in meinem Sinne, denn ich bin der einzige, der dich aus diesem Labyrinth hinausführen kann, Geisterjäger. Der einzige, weil ich es kenne.«

»Und wie sollen wir hinunterkommen?«

»Du kannst das Netz auftrennen und springen.«

»Fragt sich nur, wie tief.«

»Das ist dein Risiko.«

Ich dachte nach. Ich befand mich zwar momentan in einer etwas besseren Lage, trotzdem konnte ich eigentlich keine Bedingungen stellen. Die Welt um mich herum war mir feindlich gesonnen. Jeder Fußbreit Boden atmete hier Gefahr, und es war wirklich schwer, sich zu entscheiden.

»Warte nicht zu lange.«

Ich atmete durch und zog meine Hand zurück. Dann gab ich mir Schwung und kam auf die Beine. Ziemlich wacklig blieb ich stehen, hatte mein Schwert mit aufgehoben und hielt es fest.

Auch mein unfreiwilliger Begleiter stand wieder. Er schüttelte sich, als hätte er im Wasser gelegen, und richtete sich dann auf.

»Den Nagel!« erinnerte ich ihn.

Da grinste er »Ich habe ihn nicht mehr!«

Mein Gesicht wurde hart.

»Was sagst du, verdammter Kerl?« Schon holte ich mit dem Schwert aus.

»Er befindet sich im Labyrinth«, erklärte er schnell.

»Ich habe ihn vorhin fallen lassen.«

Das hatte ich nicht bemerkt. Oder bluffte er nur? Darauf konnte ich es nicht ankommen lassen. Es hätte keinen Zweck gehabt, ihn erst noch lange zu durchsuchen. Wir mussten weiter.

»Du zuerst«, sagte ich.

Er nickte. »Ja, ich springe gern.«

»Und wie tief ist es?« fragte ich und senkte meinen Blick, um auf und durch das Netz zu schauen.

»Es geht.«

»Ich will eine vernünftige Antwort!« zischte ich.

»Nun ja, du wirst es überleben, Geisterjäger. Sogar sicher überleben.«

Ich traute ihm nicht. Hier auf dem Netz hatte er wenig Chancen, das wusste er genau. Im Irrgarten allerdings, da konnte er mich unter Umständen austricksen, und deshalb gefiel es mir gar nicht, in das Labyrinth zu springen.

Andererseits konnte ich auch nicht auf dem Netz bleiben. Vielleicht führte es wirklich ins Nichts. Im Reich der Dämonen musste man mit den schlimmsten Überraschungen rechnen. Was sollte ich also tun?

»Überlege nicht zu lange, Geisterjäger. Zudem willst du ja deine kleine Glenda wiedersehen, und sie steckt innerhalb des Irrgartens. Entscheide dich!«

Das hatte ich inzwischen und bestätigte es durch mein Nicken.

»Also gut«, sagte ich.

»Machen wir es so!«

»Du willst springen?«

»Genau.«

»Dann zerteile das Netz!«

Der Dämon streckte den Arm aus und deutete auf mein Schwert. Ich ging noch einen Schritt vor, damit ich dichter an den Dämon herankam.

Eine Frage hatte ich noch und stellte sie auch: »Wie heißt du eigentlich?«

»Ich bin Raan!«

»All right, Raan, es sei!« Und damit hieb ich zu.

Die Klinge pfiff durch die Luft. Schräg hieb sie in das Netz unter uns und hatte es kaum berührt, als die Maschen auch schon zerschnitten wurden. Ein Loch entstand. Raan verlor das Gleichgewicht.

Er verschwand vor meinen Augen, und im nächsten Augenblick konnte ich mich auch nicht mehr halten.

Ich fiel… Zum zweiten Mal kurz hintereinander. Unwillkürlich hielt ich die Luft an, hörte die Echos meiner eigenen Herzschläge und das finstere Lachen des Dämons. Dann erfolgte der Aufprall.

Ich hatte erwartet, auf einen harten Boden zu fallen, und schon meinen Körper vorschriftsmäßig zusammengekrümmt. Es kam anders.

Ich glaubte, ich wäre in eine gewaltige Hecke gefallen, die meinen Aufprall stark bremste und abfederte. Ich rauschte förmlich hinein, hielt mein Schwert weiterhin fest und kam schließlich zur Ruhe.

Eine Sekunde geschah nichts. Dann überfiel mich der Ekel. Überall spürte ich das klebrige Zeug auf meinem Gesicht. Um mich herum

krabbelte und bewegte es sich. Auf dem Gesicht, den Händen, am ganzen Körper. Sogar in die Augen und Nasenlöcher wollten sie kriechen, und mir wurde mit Erschrecken klar, dass ich mich in einem wahren Wald von kleinen, unzähligen grünen Würmern befand…

***

Glenda Perkins war vor Überraschung stumm. Es dauerte eine Weile, bis sie sich gefangen hatte und die ersten Worte aussprach.

»Du du hier, Jane?«

»Ja, ich.«

Glenda schüttelte den Kopf.

»Aber das gibt es doch nicht. Das ist ein Spukbild…«

»Nein, ich bin es wirklich.«

Glendas Gesicht verzerrte sich. Sie rutschte nach vorn, streckte abwehrend ihre Arme aus und spreizte die Finger.

»Das ist unmöglich, Jane! Wie kommst du hierher?«

»Später, Glenda.«

»Nein, du bist es nicht! Du kannst es einfach nicht sein!« Sie trat mit dem Fuß auf.

»Doch, Glenda!«

»Dann sag mir, wie du hierher kommst. Hierher in diese verdammte Hölle!«

»Ist das nicht unwichtig?«

Heftig schüttelte Glenda den Kopf.

»Nein, Jane, für mich nicht. Man hat dich nicht verurteilt. Ich aber habe vor dem Dämonenrichter gesessen, und er hat mein Todesurteil ausgesprochen, indem er mich in diesen Irrgarten hier steckte. Dich aber habe ich vorher nicht gesehen. Er wird dich nicht verurteilt haben. Du musst auf irgendeinem anderen Weg in dieses Labyrinth gelangt sein, Jane. Auf welchem? Sag es mir. Dann können wir vielleicht hier herauskommen.«

Jane Collins nickte. »Sicher, Glenda, wir werden herauskommen, allerdings weiß ich noch nicht wie.«

»Aber du bist hineingekommen.«

»Man hat mich entführt!«

Glenda holte tief Luft.

»Dich auch?«

»Ja. Von der Straße weg entführt und hierher geschafft. Willst du noch mehr wissen?«

»Nein, das reicht. Das reicht wirklich. Dann ist es dir so ergangen wie mir.«

Fassungslos schüttelte Glenda den Kopf und fragte: »Welch ein Spiel wird hier nur getrieben? Welch ein grausames Spiel?«

Sie begann wieder zu weinen und ließ es zu, dass Jane auf sie zu trat

und tröstend die Hand auf Glendas Haar legte. Zwei Frauen standen mutterseelenallein in dieser Hölle. Auf der Erde im normalen Leben waren sie irgendwie Rivalinnen, weil beide etwas für den gleichen Mann empfanden, für John Sinclair. Aber hier, in den Regionen des Schreckens, im Todeslabyrinth der Asmodina, hatte die gemeinsam erlebte Gefahr sie zusammengeschweißt.

Glenda beruhigte sich wieder. Sie hob den Kopf und schaute Jane aus verweinten Augen an.

»Was machen wir jetzt?« fragte sie leise.

»Wir müssen sehen, dass wir von hier verschwinden.«

»Natürlich, aber wie? Das ist ein Irrgarten. Der führt überall hin, nur nicht in die Freiheit!« rief Glenda.

»Glaub mir, ich…«

»Nur nicht die Nerven verlieren.«

»Das sagst du so einfach. Ich weiß ja nicht, was du hinter dir hast, aber mir reicht es.«

»Denk lieber daran, was vor uns liegt.«

»Das weiß niemand.«

»Das stimmt schon«, bestätigte Jane, »aber es gibt da einige Dinge, die kann ich dir verraten.«

»Und?«

»In diesem Irrgarten existieren nicht nur die Wände aus Würmern, sondern er ist auch ein Hort für gefährliche Monster. Sie leben hier, sie haben hier ihre Heimat. Urwelthafte Geschöpfe, grauenvoll anzusehen und mit…«

»Hör auf!« rief Glenda. »Hör auf!«

Sie hob beide Hände und presste sie gegen die Ohren.

»Ich kann es nicht mehr hören, wirklich nicht. Sag nichts mehr, ich…«

»Finde dich mit den Tatsachen ab!« Janes Stimme klang hart. »Du musst es einfach!«

»Nein!«

Jane packte Glenda an der Schulter und schüttelte sie durch. »Reiß dich zusammen, Mädchen!«

»Ja, ja, ich…«

Jane Collins lächelte knapp, als sie sah, wie sich Glenda die Nase abwischte.

»Und wo sollen wir hingehen?« fragte die schwarzhaarige Sekretärin.

»Erst einmal weg.«

Glenda war noch ziemlich down, sie musste von Jane gestützt werden. Gemeinsam schritten sie den Weg entlang, der wie alle von den grünen, lebenden Wänden gesäumt wurde.

Die Luft um sie herum schien schwer zu sein. Sie hatten beide auch Mühe, sie zu atmen, vor allen Dingen Glenda, die doch ziemlich

erschöpft war. Minutenlang sprach niemand der beiden ein Wort, bis sie einen Punkt erreichten, wo sie den Weg wählen konnten.

Einmal zweigte er nach links ab, das andere Mal nach rechts. Er wirkte wie eine riesige Gabel. Die beiden Frauen befanden sich noch auf dem Stiel.

»Rechts oder links?« fragte Glenda.

»Ich gehe vor.«

»Was? Du willst mich allein lassen?«

»Ja, warum nicht?«

Sie deutete nach rechts hin.

»Ich muss auskundschaften, ob etwas passiert ist.«

»Das können wir doch gemeinsam.«

»Glenda, du warst vorhin auch allein. Ich bitte dich. Reiß dich zusammen!«

Die beiden Frauen schauten sich an.

»Du hast etwas gegen mich«, flüsterte Glenda.

»Das weiß ich. Du kannst mich nicht ausstehen, weil du annimmst, dass ich dir John Sinclair ausspanne. Aber das stimmt nicht. Das stimmt wirklich nicht. Zwischen uns ist nie etwas gewesen. Wenn jemand das behauptet, dann lügt er!«

»Davon war überhaupt nicht die Rede«, wehrte die Privatdetektivin ab.

»Noch nie. Du bildest dir da etwas ein!« Glenda Perkins schüttelte den Kopf.

»Ich bilde mir nichts ein.« Sie schluckte.

»Warum reagierst du dann so seltsam?«

»Wieso?«

»Wenn du allein losgehen willst, dann kommt es mir so vor, als wolltest du mich loswerden.«

»Das ist Unsinn! Von uns beiden habe ich nun mal die besseren Nerven.«

»Vielleicht.«

»Nicht nur vielleicht. Und jetzt reiß dich zusammen. Bitte, Glenda, tu uns den Gefallen.«

»Gut.«

Jane Collins lächelte noch einmal und machte sich dann auf den Weg.

Glenda schaute ihr so lange nach, bis sie mit den langen Schatten der lebenden Wände verschmolzen war. Die junge Frau hatte weiterhin eine furchtbare Angst, und sie glaubte nicht mehr an eine Chance…

***

Sie waren überall.

Ich musste gewaltsam ein Ekelgefühl unterdrücken, denn ich spürte

den Schleim auf der Haut, der immer dichter wurde und meine Poren verstopfen würde. Wenn ich nicht frei kam, dann würden sie mich überschwemmen, und ich würde elendig ersticken.

Nur raus. Raus aus dieser verdammten lebenden Wand, die für mich zu einer Falle geworden war. Bewegen konnte ich mich, und ich besaß noch mein Schwert. Es gelang mir allerdings nur unter großen Mühen, meinen rechten Arm anzuheben. Ich musste mir den Weg freikämpfen, und das würde nur unter Strapazen möglich sein.

Von unten nach oben zog ich das Schwert. Es ging ziemlich leicht, und ich merkte auch, dass die schwarzmagische Klinge stärker war als diese widerlichen, dämonischen Würmer. Sie bahnte sich den Weg. Wo sie traf, da vergingen die Würmer. Sie wurden zu schwarzen, eingetrockneten, krabbenähnlichen Wesen, die sich zusammenringelten, vertrockneten und hinterher als dunkelgrauer Staub zurückblieben.

Und ich schlug weiter zu. Ich setzte zu einem Rundschlag an und sägte regelrecht eine Lücke in die Mauer aus Würmern. Noch ein kraftvoller Kreuzschlag, und ich hatte wieder freie Bahn.

Geduckt lief ich durch die Lücke und stand wenig später auf einem schmalen Weg. Hier blieb ich erst einmal stehen und holte tief Luft. Noch immer lag der Schleim auf meiner Haut, und auf den Händen krochen die grünen Tiere. Das Schwert ließ ich sinken. Dafür nahm ich den Dolch. Die geweihte Silberklinge schaffte auch die Würmer. Kaum hatte ich sie berührt, da vergingen sie auch. So reinigte ich mich notdürftig.

Allerdings kam ich an die Tiere nicht heran, die über den Kragen gekrochen waren und meinen Rücken hinab liefen. Dort rutschten sie nach wie vor an einer Schleimspur entlang, und mich packte der Ekel, so dass ich mich schütteln musste. Zudem schien der Schleim eine schwache Säure zu sein, denn meine Haut juckte und brannte an manchen Stellen.

Mit dem Taschentuch wischte ich mein Gesicht frei, so gut es eben möglich war. Dann blickte ich mich um. Ja, ich befand mich in einem Irrgarten. Das war nicht schwer festzustellen. Aus allen vier Richtungen liefen Gänge und Wände auf mich zu, ein gefährliches Labyrinth, in dem kein Ausgang zu finden war. Wenn ich einmal damit anfing, das Labyrinth zu durchforschen, dann würde ich mich verirren.

Doch Raan kannte sich aus, wie er mir gesagt hatte.

»He, Raan!« Mein Ruf klang dumpf.

Hier gab es kein Echo, hier gab es gar nichts, nur eine viel zu schwere Luft, die den Schall schon nach wenigen Yards verschluckte. Der Bursche hatte sich verkrümelt. Verflixt schlau eingefädelt. Erst hatte er mich in das Labyrinth gelockt, nun verzog er sich aus meiner

Reichweite. Warum war ich auch auf ihn reingefallen?

Den Ausschlag hatte Glenda Perkins gegeben, denn um sie ging es schließlich. Sie musste sich ebenfalls hier befinden. Wie groß die Chance war, auf sie zu treffen, konnte ich nicht sagen, denn ich kannte die Ausmaße des Irrgartens nicht. Da blieben mir nur die Hoffnung und natürlich der Zufall.

Im ersten Impuls hatte ich daran gedacht, Glendas Namen zu rufen. Das würde aber kaum Zweck haben. Dieser Irrgarten war zu weitläufig und zu verschachtelt. Sie konnte sich überall befinden. Dass dies in meiner Nähe sein sollte, daran wagte ich kaum zu glauben.

Ich schüttelte mich, weil noch immer einige Würmer meinen Rücken hinab glitten. Und plötzlich sah ich eine Gestalt, die links von mir erschien.

Raan!

Als der Dämon näher kam, erkannte ich, dass es ihm nicht besser erging als mir. Auch er war von dem Gewürm malträtiert worden, und die Dinger liefen als Schlieren über beide Seiten seines Gesichts.

Ein Anblick, der mich schüttelte. Raan allerdings schien es nichts auszumachen, er grinste sogar.

»Du lebst ja noch, Geisterjäger!«

»Halb«, erwiderte ich knurrend.

Er kicherte. »Ich habe es dir gesagt. So ein Sprung ist leicht zu überstehen.«

Als Antwort hob ich die Schultern. »Mir ist es egal, ich will nur endlich weg von hier. Wo kann sich Glenda Perkins befinden? Das allein will ich wissen.«

»Keine Ahnung!«

Er grinste breit, hob den rechten Arm und pflückte ein paar Würmer aus seinen Haaren. Er warf sie zu Boden und trat mit dem Absatz darauf.

»Dann suchen wir sie!«

»Sicher.«

Er schaute mich an und lächelte hinterlistig. Noch immer wurde ich das Gefühl nicht los, von ihm reingelegt worden zu sein, aber ich sagte es nicht, sondern behielt es für mich. Nur den Nagel wollte ich. Danach fragte ich ihn.

»Er ist verschwunden, Geisterjäger. Sieh dich um. Du kannst ihn ja in der Hecke suchen.«

Ich musste mich wirklich beherrschen. Am liebsten hätte ich ihn angesprungen, aber ich ließ es erst einmal bleiben und starrte ihn nur an.

»Gehen wir?« fragte er.

»Ja.« Ich nickte.

»Es wird bestimmt zahlreiche Überraschungen geben, John Sinclair«,

bemerkte er.
Ich aber hielt mein Schwert hoch. »Sollten sie überhandnehmen, wirst du geköpft!«
Der Dämon merkte, dass ich keine leere Drohung ausgestoßen hatte, und schwieg erschrocken…

***

Jane Collins schlich tiefer in das Labyrinth hinein. Sie tastete sich praktisch voran, denn sie war darauf gefasst, von irgendeiner Seite eine höllische Überraschung zu erleben.
Die Gänge wurden jetzt kürzer und auch verwinkelter. Oft waren sie nur ein paar Yards lang, dann erschien wieder eine Querstehende Mauer und nahm Jane Collins die Sicht auf den nächsten Gang. Ein Hin und Her aus Ecken, Winkeln, Gängen, Vorsprüngen und grünen Mauern. Schon nach wenigen Minuten musste Jane Collins feststellen, dass sie sich verlaufen hatte. Sie wusste nicht mehr vor noch zurück, sie hatte sich hoffnungslos verfranst.
Die Detektivin blieb stehen. Stille umgab sie, doch sie hatte das Gefühl, als würde diese Stille leben. Sie lauerte dumpf, eine lebende Stille, die irgend etwas ausspeien konnte, das an Schrecken kaum zu überbieten war. Vorsichtig drehte sich Jane im Kreis.
Da zuckte sie zusammen. Sie hatte etwas gesehen! Zwei Augen! Rötlichweiß leuchteten sie, und sie starrten die Detektivin aus einem der Wälle an. Deutlich waren sie zu erkennen, denn ihre Farbe hob sich gut von der Umgebung ab. Augen, die einem Tier gehörten. Oder einem Monster. Jane wusste es nicht, sie wollte es auch nicht wissen. Sie wollte dem Monster nicht unbedingt in die Quere laufen.
Schritt für Schritt wich sie zurück. Dabei gab sie nicht acht und geriet mit dem Rücken an eine der lebenden Wände.
Sofort reagierten die Würmer. Sie bewegten sich und glitten auf ihre Schultern und in ihre Haare. Jane wollte aufschreien, aber das Wort blieb ihr im Hals stecken, denn genau vor ihren Augen brach ein Monster aus dem lebenden Würmerwall…

***

Glenda war allein zurückgeblieben. Und sie zitterte vor Angst. Nie hätte sie gedacht, dass sie sich einmal so fürchten würde. Zudem ärgerte sie sich darüber, dass sie Jane so hart angefahren hatte, doch das war nicht mehr zu ändern. Sie musste die Dinge jetzt auf sich zukommen lassen.
Längst war die Detektivin verschwunden. Die Dunkelheit dieses furchtbaren Labyrinths hatte sie regelrecht verschluckt. Von ihr war nichts mehr zu sehen, und Glenda Perkins fühlte sich schrecklich allein. Am liebsten wäre sie hinter Jane Collins hergelaufen, doch sie war zu feige. Sie blieb stehen.

Vor sich sah sie die geheimnisvollen grünen Wände. Obwohl sie aus unzähligen Würmern bestanden, lagen sie glatt und dicht vor der schwarzhaarigen Frau. Wenn die Wände nicht berührt oder angefasst wurden, dann bewegten sie sich auch nicht, sondern sahen aus, als wären sie aus einem Guss. Eine glatte grüne Fläche…

Überall nur diese verdammten glatten Flächen. Wo Glenda auch hinschaute, sie sah immer das gleiche.

Tief holte sie Atem. Es erging ihr wie allen Menschen, die allein gelassen wurden. Sie begann damit, über ihr Schicksal nachzudenken. Glenda dachte natürlich an die Gefangenschaft und damit an ihre Hoffnungslosigkeit.

Plötzlich versteifte sie. Ein Geräusch war an ihre Ohren gedrungen. In der Stille hatte es sich noch lauter angehört. Woher stammte es? Vorsichtig drehte sich Glenda um.

Sie glaubte, dass es in ihrem Rücken entstanden war, und schaute nur auf die grüne Wand. Ansonsten sah sie nichts. Aber da war die Stimme. Eine flüsternde, hämische und auch warnende Stimme.

»Du bist gefangen, kleine Glenda. Wir haben dich endlich in unseren Klauen. Du bist verurteilt. Man wird dich töten, und du hast keine Chance, glaub mir, keine Chance!«

»Wo sind Sie?« fragte Glenda.

»Wo?«

»Hier.«

»Zeigen Sie sich!« Sie kreischte plötzlich.

»Ich bin überall!«

»Warum kann ich Sie nicht sehen? Warum nicht? Ich will endlich wissen…«

»Sieh nach oben!«

Das tat Glenda. Sie riss den Kopf in den Nacken und sah über sich ein Gesicht. Das Gesicht einer Frau! Asmodina! Sie war persönlich erschienen oder vielmehr ihr Abbild, um Glenda zu demütigen. Unwillkürlich wich die Frau zurück, doch schon als sie die Berührung der Wand spürte, blieb sie vor Ekel stehen und schüttelte sich.

»Dein Tod«, sagte Asmodina, »ist gewiss. Denn ich persönlich werde dich töten!«

Sie lachte, und diesmal schallte es. Keine Wand schluckte das Echo, das so schaurig war und durch das mörderische Labyrinth hallte. Dann verschwand sie so schnell, wie sie gekommen war.

Glenda Perkins blieb allein zurück. Ihr Herz klopfte. Rhythmisch hämmerten die Stöße in ihrer Brust. Sie spürte die Echos in ihrem Kopf und hatte das Gefühl, von starken Schmerzen überfallen zu werden.

Wenn nur Jane Collins hier gewesen wäre! Aber sie trieb sich irgendwo herum, um einen Ausweg aus diesem verfluchten Labyrinth

zu finden. Wie sollte das enden?

Asmodina hatte ihr den Tod prophezeit. Und sie wollte sie eigenhändig umbringen. Aber wie?

Ein Schaben riss sie aus ihren trüben Gedanken. Glenda schaute nach vorn, und sie sah, wie sich die Wände plötzlich bewegten. Da war nicht allein die Bewegung der unzähligen Würmer, nein, dahinter steckte etwas anderes. Die Wände bewegten sich, weil sie von außen angestoßen wurden. Da kam etwas.

Glenda zitterte. Sie hatte den Mund halb geöffnet, als sie in eine Gangmündung schaute, denn von dort näherte sich das Unheil. Dann sah sie es. Ein riesiges Maul tauchte auf. Ein Höllenrachen, der alles verschlang, was sich ihm in den Weg stellte. Es war das Maul einer Schlange.

Apep war da!

***

Jane Collins konnte das Monster genau sehen. Ein widerliches, schreckliches Gebilde, ein zur Realität gewordener Ur Alptraum. Von außen zeigte die Haut einen bräunlichen Schimmer, doch darunter schien sie zu leuchten. Auch bestand sie nicht aus einer durchgehenden Fläche, sondern aus zahlreichen hellen Haut flecken, die wie das Muster eines Fliegengitters angeordnet waren. Durch diese hellen Flecken konnte Jane Collins schauen, und sie hatte das Gefühl, als wären sie mit kleinen Birnen gefüllt, die irgendjemand angeknipst hatte. Der Kopf bestand aus der gleichen dünnen Haut, die ebenfalls die Unterbrechungen zeigte. Riesige Ohren standen zu beiden Seiten des Schädels. Sie erinnerten an alte Lappen, die jedoch hoch aufgerichtet waren. Das Gesicht wurde von weißen, großen, kugelrunden Augen beherrscht, in deren Mitte ein heller Fleck schimmerte. Die Nase konnte man als Klumpen bezeichnen, und das Maul erstaunte Jane wegen seiner unnatürlichen Größe.

Hinzu kamen die Arme. Lang wie die eines Gorillas. Auch die Hände waren kaum als solche zu bezeichnen. Krallen wäre der bessere Ausdruck gewesen. Plump dagegen wirkten die Beine mit den übergroßen Füßen.

Das Monster war nicht allein. Es hatte noch einen Bruder mitgebracht, der dem ersten Monster aufs Haar glich. Das zweite hielt sich dicht dahinter, hatte sich jedoch ein wenig aufgerichtet und schaute über die Schulter seines Artgenossen hinweg. Noch taten sie Jane nichts, sie fixierten sie nur, aber die Detektivin war sicher, dass sie bald angreifen würden. Hatte sie eine Chance?

Jane schaute sich um. Nein, da gab es nichts, wohin sie hätte fliehen können. Das Labyrinth war undurchdringlich. Diese verdammten Monster hätten sie überall gefunden. Stehenbleiben konnte sie auch

nicht. Vielleicht sollte sie sich vorsichtig zurückziehen, und sie wollte vor allen Dingen Glenda Perkins warnen.

Das tat Jane auch. Behutsam setzte sie den ersten Schritt zurück, dann den zweiten und spürte schon die eklige Wand im Rücken. Sie schauderte. Allerdings waren ihr die Würmer wesentlich sympathischer als diese Monster. Noch ein Stück, dann huschte sie um die Ecke, so dass sie gedeckt wurde. Jetzt konnten sie die beiden Monster nicht mehr sehen, falls sie stehenblieben. Aber sie blieben nicht stehen. Sie folgten ihr. Dabei gaben sie sich nicht einmal Mühe, vorsichtig zu sein.

Die Detektivin hörte deutlich ihre Schritte, die auf dem Boden platschten, als würde jemand in eine Pfütze treten. Janes Blicke wieselten umher. Sie musste zurück, das stand fest, aber wo befand sich Glenda? Erst jetzt stellte sie mit Schrecken fest, dass sie sich wirklich verirrt hatte. Dieses Labyrinth war in seiner Anordnung wirklich teuflisch zu nennen. Wenn man erst um ein paar Ecken gelaufen war, hatte man völlig die Orientierung verloren wie jetzt Jane Collins. Wo befand sich der Weg?

Es blieb Jane wirklich keine Zeit, noch lange zu überlegen. Sie musste die Flucht ergreifen, und sie zögerte keine Minute länger. Jane huschte in den nächsten Gang hinein. Mit der Schulter nahm sie fast noch eine vorstehende Ecke mit, ihre Schritte wurden von dem weichen Boden gedämpft.

»Glenda!«

Sie rief den Namen der schwarzhaarigen Frau, doch sie erhielt keine Antwort. Es war wie verhext. Warum hörte sie denn niemand?

Wieder eine Kurve. Der nächste Gang. Er führte nach einigen Yards rechts herum und…

Jane Collins blieb stehen, als wäre sie gegen ein Hindernis gelaufen.

Vor ihr versperrte eines der Monster den Weg, und es gab keinen Zweifel, was es vorhatte. Es wollte ein Opfer, und es hatte den Rachen so weit aufgerissen wie eben möglich…

***

Apep, die Höllenschlange!

Die Inkarnation des Bösen. Asmodina in ihrer Urgestalt.

Sie war eine Schlange gewesen, noch bevor der Teufel ihr zusätzlich ein menschliches Aussehen gab.

Das alles wusste Glenda Perkins. Deshalb war ihre Angst so wahnsinnig groß. Was würde Asmodina tun? Sie fressen, sie verschlingen?

Normal wäre es gewesen, denn die Höllenschlange holte sich ihre Opfer auf diese schreckliche Art und Weise. Das aufgerissene Maul war so groß, dass es sogar noch die aus Würmern bestehenden grünen

Wände des Labyrinths überragte. Im oberen Kiefer schimmerten zwei lange, spitze Zähne, regelrechte Hauer, die eine Beute zerreißen konnten. Die Augen der Höllenschlange waren überhaupt nicht zu sehen, da sie ihr Maul so weit aufgerissen hatte.

Glenda konnte nur durch diese dunkle Öffnung schauen, in einen unheimlichen Schlund, der bereit war, alles zu verschlingen, was sich ihm in den Weg stellte. Ihre Lippen waren trocken vor Angst. Sie wagte nicht einmal, den kleinen Finger zu rühren. Ihr Blick war nur auf dieses grauenhafte Monster vor ihr fixiert.

Schlimm sah es aus. Der Körper schimmerte grünlich. Etwas heller als die Wände, so dass er sich von ihnen abhob. Tief im Rachen zuckte eine wahrlich überdimensionale gespaltene Zunge. Das war Apep. Grauenhaft anzusehen, ein Zerrbild der Hölle. Trotz ihrer Größe bewegte sie sich geschmeidig. Sie schabte mit ihrem Körper nur an den Wänden entlang, ohne sie einzureißen oder umzuwerfen.

So glitt sie auf Glenda zu. »Bitte!« flüsterte die Frau.

»Bitte, was…?«

Apep schloss ihr Maul halb und stieß ein gefährliches Zischen aus. Dabei quoll nach Schwefel riechender Dampf aus ihrem Maul, der sich zwischen Schlange und Glenda zu einer Wolke aufblähte und auf die Frau zutrieb.

Er wurde immer dichter, vernebelte ihr Gesicht und damit auch die freie Sicht. Auf einmal fühlte sich Glenda inmitten eines Gefängnisses. Sie konnte nichts mehr sehen und rechnete jeden Augenblick damit, von Apep verschlungen zu werden. Vor Angst ging Glenda in die Knie. Sie kauerte sich dicht über dem Boden zusammen. Sie rechnete damit, von dem gewaltigen Mördermaul verschlungen zu werden, doch Apep ließ sich Zeit. Ihrer Meinung nach hatte Glenda Perkins noch nicht genug gelitten. Nein, sie sollte noch weiter leiden. Nicht umsonst war dieses Labyrinth selbst von Dämonen gefürchtet. Wie groß erst musste dann die Angst eines Menschen sein?

Als nichts geschah, riskierte Glenda es und öffnete die Augen. Sie hatte auch wahrgenommen, dass es nicht mehr so schlimm roch. Die Wolke konnte sich verflüchtigt haben. Das stimmte in der Tat.

Und Apep war ebenfalls verschwunden. Glenda wollte es einfach nicht fassen. Die Höllenschlange war nicht mehr zu sehen, sie hatte sich zurückgezogen.

Aber warum?

Und wohin?

Vielleicht hatte sie auch gar nicht existiert? War alles nur ein Traum oder eine Einbildung gewesen? Glenda wusste es selbst nicht. Sie gab sich einen Ruck. Dann stand sie wieder. Völlig allein, denn Jane Collins war noch nicht zurück.

Glenda sehnte sich die Rückkehr der Detektivin herbei. Jane hatte

zwar auch Angst, doch gemeinsam war alles leichter zu ertragen.

»Jane!« flüsterte Glenda.

»Jane, mein Gott, wo bist du denn?«

Keine Antwort.

Es blieb still innerhalb dieses grauenvollen Labyrinths, das voller tödlicher Überraschungen steckte.

Wenn sie doch nur nicht gegangen wäre, dachte Glenda. Wenn sie hiergeblieben wäre… Wenn … Sie stockte in ihren Gedanken, denn seltsame Geräusche waren an ihre Ohren gedrungen.

Ein Knacken und Schmatzen. Dazwischen hörte sie auch ein Grunzen. Und Schritte! Ja, da kam jemand! Vielleicht Jane?

Glenda bewegte sich ein klein wenig nach rechts, denn genau aus dieser Richtung, wo auch vorhin Apep gestanden hatte, waren die Schritte aufgeklungen.

Jane konnte das nicht sein. Trotz ihrer Angst bemerkte Glenda dies. Die Detektivin ging anders. Nicht so tapsig und unregelmäßig. Es sei denn, mit ihr war etwas passiert. Verletzt oder ähnliches. Das wäre schlimm, und Glendas Herz krampfte sich zusammen, als sie daran dachte.

Nein, nur das nicht.

Da, eine Bewegung! Am Ende des Ganges. Nicht Jane Collins kam, sondern ein anderer. Und in den nächsten Sekunden erlebte Glenda Perkins das absolute Grauen, denn noch nie im Leben war ihr so etwas Schreckliches widerfahren…

***

Jane Collins warf einen Blick über ihre Schulter nach hinten. Etwa drei Schritte stand das Monster entfernt. Es war das zweite. Die beiden hatten Jane eingekreist.

Da gab es kein Entrinnen, und diese Monster waren es auch, die sich innerhalb des Labyrinths auskannten. Sie waren die Herrscher, sie fühlten sich hier wohl und holten sich die Opfer, die ihnen der Spuk geschickt hatte. Zwei gefährliche Monster waren die Könige im Irrgarten des Schreckens.

Und sie kamen näher. Eiskalt zogen sie die Schlinge zu. Sie wollten Jane nicht die geringste Chance geben. Wo sollte sie auch hin? In die Mauern? Vielleicht sich in dieses widerliche Gewürm werfen, um von ihm getötet zu werden? Inmitten der Mauer konnte sie elendig ersticken, wenn sich das Gewürm in Mund, Nase und Ohren setzte.

Jane wusste nicht, wohin sie schauen sollte. Nach vorn, nach hinten? Sie wich zur Seite. Dann stand sie an der grünen Wand. Sie spürte die Bewegung auf ihrem Rücken und zuckte unwillkürlich nach vorn.

Genau das war ihr Fehler, denn darauf hatten die beiden Monster nur gewartet. Die Arme waren schon ausgestreckt. Sie hatten sich so weit

genähert, dass sie gleichzeitig zugreifen konnten, und Jane spürte plötzlich die Krallen überall. Hände glitten über ihren Körper.

Sie wurde hochgehoben, befand sich in der Luft, man drehte sie herum, und dann sah sie die Zähne vor sich. Sie waren nah so verflucht nah… Einen Lidschlag später schnappten sie zu!

***

Ich wurde langsam wahnsinnig!

Wie lange wir schon in diesem verdammten Labyrinth herumirrten, konnte ich nicht sagen, denn mittlerweile war mir jegliches Zeitgefühl verlorengegangen.

Es war ein Höllenmarsch. Ich sah nur immer die verdammten grünen Wände, die lebenden Mauern. Vor, neben und hinter mir. Eingekesselt, eingekreist, ohne eine Chance, sie zu durchdringen. Grauenhaft… Und Raan ging weiter.

Er führte mich. Ich blieb immer einen halben Schritt hinter ihm. Sollte er einen plötzlichen Angriff versuchen, so konnte ich ihn sofort stoppen, denn ich traute dem Dämon keineswegs. Auch wenn er sich momentan so harmlos gab. Aber das konnte Täuschung sein. Ich hatte so meine Erfahrung mit den Schwarzblütern.

Wieder ging es um ein paar Kurven. Abermals sah ich die verfluchten Gänge vor mir, und langsam kam ich zu der Überzeugung, dass mich dieser Dämon leimen wollte. Ja, er führte mich bewusst falsch, denn sicherlich kannte er keinen Weg aus diesem Irrgarten. Es war alles ein Bluff gewesen, und ich fiel noch darauf herein.

Aber jetzt nicht mehr.

Mein Schwert trug ich noch in der rechten Hand. Ich wollte es einfach wissen, hob den Arm und legte Raan die flache Seite der Klinge auf die Schulter.

Das gefiel ihm überhaupt nicht, denn er zuckte zusammen und blieb sofort stehen. Behutsam drehte er den Kopf. Allerdings zu der dem Schwert entgegengesetzten Seite.

»Was ist los?« fragte er.

Ich lachte hart.

»Das sollte ich dir sagen, denn ich habe das Gefühl, als wolltest du mich leimen. Du kennst dich in diesem Labyrinth überhaupt nicht aus. Ich gebe dir allerdings noch eine Chance. Wenn wir nicht innerhalb der nächsten zehn Minuten Glenda Perkins gefunden haben, dann töte ich dich.«

»Zeit gibt es hier nicht.«

»Das ist mir egal. Dann setze eine Zeitspanne an, die der meinen entspricht.«

»Unmöglich.«

»Und warum?«

»Weil dieses Labyrinth zu groß ist. Ich weiß den Weg, ich kenne ihn genau. Du musst nur Geduld haben.«

»Wie oft hast du mir das schon gesagt?«

»Hör auf mich!«

Ich wollte nicht auf ihn hören, verdammt. Aber blieb mir etwas anderes übrig? Wenn ich ihn ausschaltete und allein durch das Labyrinth irrte, dann brachte es auch nichts, und die Chance, Glenda zu finden, wurde wirklich nicht größer. Also verließ ich mich auf ihn.

Wir setzten unseren Weg fort. Immer tiefer in die widerliche grüne Hölle hinein. Manchmal hatte ich einen Blick nach oben geworfen. Von dem geheimnisvollen Netz war nichts zu sehen. Das Licht reichte einfach nicht aus, um die Maschen erkennen zu können.

Die Würmer hatten inzwischen meinen Körper verlassen. Wenigstens spürte ich nichts mehr. Auch der Schleim schien eingetrocknet zu sein.

Eine Rechtskurve.

Zuerst sah ich nichts, dann aber erfassten meine Blicke die auf dem Boden liegenden Gegenstände.

Sie schimmerten seltsam bleich. Es waren Knochen Gebeine… Raan wollte schon daran vorbeigehen, doch mein Ruf stoppte ihn.

»Bleib hier!«

Er ging tatsächlich nicht weiter. Mit der Schwertspitze deutete ich auf die Knochen, während ich in sein gestreiftes Gesicht schaute.

»Wer hat sie hinterlassen?«

»Die Horis!«

»Wer?«

»Es sind Geschöpfe, die in diesem Irrgarten leben. Monster, die sich schon vor Urzeiten das Labyrinth untertan gemacht haben. Jeder, der sich verläuft, wird ihnen unweigerlich zwischen die Zähne geraten. Jeder!«

»Warum hast du mir davon nichts gesagt?« fragte ich, und meine Stimme zitterte dabei, weil ich an Glenda dachte und auch daran, dass die Gefahr für sie noch größer geworden war, denn wenn ich mir die Gebeine betrachtete, dann musste ich annehmen, dass die Horis ihre Opfer nicht nur töteten, sondern auch fraßen.

Wie die Ghouls…

»Sind es Ghouls?« wollte ich wissen.

»Nein, Horis.«

»Ist das nicht das gleiche?«

»Nicht in dieser Welt. Sie sind von Asmodis als Wächter eingesetzt worden, und wenn sich jemand verirrt, bekommen sie ihre Beute.«

»Dir würden sie nichts tun?«

»Nein«, erwiderte der Dämon.

»Ich bin ebenfalls ein Horis. Nur sehe ich anders aus.«

Ich sog scharf die Luft ein. Das durfte doch nicht wahr sein. Raan

war ein Horis? Ein Aasfresser? Ich schluckte hart, denn diese Vorstellung machte mir wirklich Angst, und mein Magen krampfte sich dabei zusammen. Das war so schrecklich und grauenhaft! Man konnte es kaum fassen oder begreifen. Unmöglich, wirklich…

»Was ist?« fragte mich Raan.

»Nichts«, erwiderte ich und schaute ihn an.

»Eigentlich gar nichts. Nur werde ich von nun an noch besser auf dich achtgeben, Raan.«

»Bitte.« Er verbeugte sich.

»Wir Horis können verschiedene Gestalten annehmen.«

»Und was ist eure wahre?«

»Das werde ich nicht sagen.«

»Vielleicht treffe ich mal auf sie. Dann ergeht es ihnen schlecht, da Verlass dich drauf.«

»Wir…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn wie ich hatte auch Raan den Schrei vernommen. Grell, markerschütternd, voller Angst. Todesangst sogar. Zudem war es ein Frauenschrei. Ich schaute Raan an.

»Komm«, sagte ich nur.

»Du gehst vor.«

Dabei hob ich drohend mein Schwert. Er nickte nur und folgte meinem Befehl. Sogar sehr schnell, was mich wunderte…

***

Die Fahndung war nicht abgebrochen worden.

Irgendwo musste sich Solo Morasso doch versteckt halten, und die Fahndung war der eigentliche Strohhalm, an den sich die Offiziellen klammerten.

Sir James Powell saß wie eine Spinne in der Mitte des Fahndungsnetzes. Doch er blieb eine Spinne ohne Beute. Denn in seinem weit gespannten Netz verfing sich nichts.

Suko war immer bei ihm. Er hielt die Verbindungen zu den Außenstellen aufrecht, eine sehr harte und vor allen Dingen ungewohnte Arbeit. Suko erledigte sie mit Bravour, obwohl er lieber an der Front gekämpft hätte.

Mittlerweile wusste auch Bill Conolly Bescheid. Suko hatte ihn informiert. Der Reporter war ein Mann, der die ganze Welt kannte.

Er konnte so manch guten Tipp geben, doch in diesem Fall war auch er ratlos.

Jetzt saßen Bill und Suko in dem Büro, das der Chinese und der Geisterjäger teilten. Beide starrten auf den Schreibtisch, wo in der Mitte etwas lag, das John Sinclair gehörte. Sein Kreuz!

Irgendwie wirkte es deplaziert zwischen den Akten und Unterlagen, die man zusammengetragen hatte, und beide Männer schauten es an

wie ein Orakel, mit fast hypnotisierenden Blicken, doch das Kreuz blieb stumm. Es gab durch kein Zeichen zu verstehen, dass es irgendeinen Kontakt mit seinem Besitzer, John Sinclair, hatte.

»Es ist zum Heulen!« Bill schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Wir haben nichts in der Hand.«

»Vergiß Kara und Myxin nicht.«

Bill winkte ab. »Die bringen doch auch nichts, Suko. Sie lassen nichts von sich hören. Ich vertraue da lieber den modernen Fahndungsmaßnahmen.«

»Die ebenfalls im Sande verlaufen.«

»Noch verlaufen sie im Sande, Suko. Noch…«

Suko lächelte breit. »Ich freue mich, dass dein Optimismus nach wie vor ungebrochen ist, mein Lieber. Wirklich, du hast Mut, Bill.«

»Das hat mit Mut nichts zu tun, sondern beruht auf einem gewissen Erfahrungsschatz. Mehr nicht.«

»Wenn du meinst.«

»Klar.«

Das Telefon summte. Suko hob ab und lauschte.

Während er nickte, sagte er: »Jawohl, Sir, ich werde dann zu Ihnen kommen.«

»Powell?« fragte Bill.

Suko hatte den Hörer aufgelegt. »Ja, der Alte.«

»Und was wollte er?«

»Ob du es glaubst oder nicht. Er hat Logan Costello zu einem Gespräch vorgeladen.«

»Was?«

Bill beugte sich vor, als könnte er es nicht glauben. »Das gibt es doch nicht.«

»Wenn ich es dir sage, Bill.«

Der Reporter pfiff durch die Zähne. »Dann kommt also der große Mafiaboss in die Höhle des Löwen. Sieh einmal an. Das hätte ich nie für möglich gehalten.«

»Ja, Sir James muss Druck gemacht haben.«

»Und wie. Gut finde ich es ja auch, dass du dabei bist.« Bill grinste.

»Costello muss sich wirklich sehr sicher fühlen, wenn er die Einladung annimmt.«

»Vielleicht war es auch eine Vorladung.«

»Ja, das kann eher hinkommen.«

Bill fingerte nach den Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an. Während er den Rauch ausblies und zusah, wie die Wolken gegen die Scheibe tupften, murmelte er: »Wo kann sich Morasso nur versteckt halten? Wo, zum Henker?«

»Ich habe keine Ahnung, wirklich nicht. Wir haben alles versucht, Bill, sogar die Geheimdienste eingeschaltet. Einen Erfolg hat es nicht

gegeben. Keine Spur von Dr. Tod. Wenn Asmodina ihn schon nicht finden kann, wie sollen wir es dann schaffen? Der sitzt irgendwo und bereitet eiskalt seinen Fischzug vor.«

»Gegen Asmodina?«

Suko nickte. »Natürlich.«

»Wie der Zauberlehrling. Auch er hat sich gegen seinen Meister gestellt oder wollte besser sein.«

Bill schaute Suko fragend an.

»Du kennst das Gedicht?«

»Ja, ich habe es gelesen. Nur sieht das in unserem Fall anders aus. Morasso beherrscht die Kunst. Der Zauberlehrling war überfordert.«

»Gesetzt den Fall, es gelingt Morasso, Asmodina zu entmachten. Was würde geschehen?«

»Du meinst, im Dämonenreich?«

»Genau.«

»Schwer zu sagen. Es könnte starke Machtkämpfe geben. Es wäre allerdings auch möglich, dass man sich mit Morasso arrangiert.«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

Bill schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht der Meinung, dass sich andere mit Morasso arrangieren. Der wird seine Schwierigkeiten bekommen, das kannst du mir glauben.«

Der Chinese begann zu lachen.

»Warum lachst du?« fragte Bill.

»Weil wir das Fell des Hasen schon aufteilen, bevor er noch geschossen wurde.«

»Das stimmt«, gab der Reporter zu.

»Noch ist Asmodina nicht erledigt. Und sie wird kämpfen, darauf kannst du dich verlassen.«

Das war Suko auch klar. Asmodina würde nicht aufgeben. Hatte sie das nicht auch bewiesen? Es war ihr gelungen, John Sinclair zu überlisten und in ihr Reich zu schleppen. Eiskalt hatte sie ihre Trümpfe ausgespielt, und John war darauf hereingefallen.

»Wann wird Costello denn antanzen?« erkundigte sich Bill.

»Sofort, hat Sir James verlangt.«

»Dann ist der Alte in Druck.«

»Verständlich.«

»Und wie.«

Der Reporter nickte zu seinen eigenen Worten und drückte seine Zigarette aus. Suko schaute zu Boden und blickte erst auf, als ein Bote das Zimmer betrat. Er brachte neue schriftliche Meldungen.

Sir James hatte angeordnet, dass nicht nur er sie bekam, sondern auch der Chinese. Suko bedankte sich und sah die Meldungen durch.

»Lass mich auch mal«, sagte Bill.

Er bekam die Hälfte ab. Auf Fernschreiberpapier waren sie

geschrieben, und sie stammten wirklich aus allen Ecken der Welt, wo der Geheimdienst seine Mitglieder sitzen hatte. Selbst der Ostblock war nicht ausgelassen worden. Aber da tat sich auch nichts. Obwohl die Länder hinter dem Eisernen Vorhang von der Dämonenbrut ebenfalls nicht verschont blieben.

Auch im fernen Sibirien blieb alles ruhig. Es deutete wirklich nichts darauf hin, dass sich Solo Morasso in dieser unendlichen Weite versteckt haben könnte.

»Negativ«, sagte Suko. »Alles negativ.«

»Leider.«

Bill war noch dabei, seine Akten durchzuschauen.

»Hast du was?« fragte Suko.

»Möglich.«

Der Chinese setzte sich starr hin.

»Und das sagst du so dahin?«

»Eine Meldung vom Südpol quasi.«

»Wieso?«

»Einer der Agenten hat gemeldet, dass man dort ein seltsames Phänomen beobachtet hat.«

»Und welches?«

»Nebel. Grünen Nebel.«

Suko runzelte die Stirn. Südpol! Das konnte ein Stichwort sein. Er erinnerte sich gut. Der Südpol und damit die Antarktis hatten eine entscheidende Rolle gespielt, als es John Sinclair und ihm gelungen war, den Schwarzen Tod zu besiegen. Sie hatten dort in einem verlassenen und vegetationsreichen Tal, das aus der Urzeit noch übriggeblieben war, gegen den Schwarzen Tod gekämpft und auch gewonnen. Und jetzt schien der Südpol wieder eine Rolle zu spielen.

»Grüner Nebel«, sagte Bill.

»Morassos Todesnebel ist nicht grün«, bemerkte Suko.

»Das nicht.«

Der Chinese stand auf.

»Aber es gibt da noch einen anderen Gegner, der mit grünem Nebel arbeitet, der überhaupt grün und uralt ist. Wir haben gegen ihn gekämpft und seine Diener erledigt. Ihn allerdings leider nicht.«

»Du sprichst vom grünen Dschinn?«

»Ja, von dem rede ich.«

»Gibt es denn zwischen Dr. Tod und dem grünen Dschinn eine Verbindung?« fragte Bill.

»Das weiß ich eben nicht. Inzwischen sind einige Monate vergangen. Möglich wäre es.«

Natürlich wusste der Reporter über den grünen Dschinn Bescheid. Suko und John hatten ihm davon berichtet.

»Das könnte eine Spur sein«, bemerkte er.

»Lass mich mal mitlesen.«
Suko stand auf und schaute Bill Conolly über die Schulter. Viel ging aus dem Telex nicht hervor. Die Männer einer Forschungsstation hatten eine gewaltige grüne Wolke bemerkt, die über einer bestimmten Stelle der Antarktis schwebte. Einer der Leute gehörte dem Geheimdienst an und kannte die Order, sofort alles Ungewöhnliche zu melden. Das hatte er getan.
»Die Wolke könnte etwas zu bedeuten haben«, meinte Suko.
»Wir sollten sie unter Beobachtung halten.« Suko nickte.
»Ich werde darüber mit Sir James reden.« Bill wischte über sein Gesicht.
»Hoffentlich hat dies mit Johns Verschwinden zu tun.«
»Wieso?«
»Wünschst du dir noch einen weiteren Fall an den Hals?« fragte der Reporter.
»Nein, das nicht.«
»Eben.«
Suko nahm das Fernschreiben und ging zur Tür. »Wartest du hier auf mich?«
»Klar.«
Sir James Powell befand sich in seinem Büro. Er bat Suko sofort herein, nachdem der Chinese geklopft hatte.
»Bitte«, sagte der Superintendent und deutete auf einen freien Stuhl.
Suko nahm Platz.
Sir James sah schlecht aus. Die Sorge um John Sinclair stand in seinem Gesicht geschrieben. Die Haut war von tiefen Furchen durchzogen.
»Sir, Sie haben das Fernschreiben gelesen?« erkundigte sich der noch junge Inspektor.
»Welches meinen Sie? Das über den Südpol?«
»Ja, Sir.«
»Ich sehe da allerdings kaum eine Verbindung zu unserem Fall«, erklärte der Superintendent. »Wohl aber zu einem anderen.«
»Zum grünen Dschinn?«
Sir James lächelte.
»Ausgezeichnet, Suko. Sie haben ebenfalls die richtigen Schlüsse gezogen. Es sind bereits Funksprüche unterwegs, die unseren Mann in der Antarktis warnen. Er soll die Wolke oder den Nebel weiterhin beobachten.«
»Das wäre gut, Sir.«
»Und John Sinclair?«
Suko schaute seinen Chef an. Zu sagen brauchte er nichts. Bisher war alles erfolglos geblieben. Sie hatten von John Sinclair keine Spur entdeckt.

»Nicht am Südpol, nicht am Nordpol. Ich frage mich, wo kann er dann stecken?«

Sir James schüttelte den Kopf.

»Und was haben die anderen mit Glenda Perkins angestellt? Befindet sich John bei ihr? Kann er ihr beistehen?«

»Niemand weiß es, Sir.«

Suko sprach die Worte leise aus. In ihnen steckte all die Verzweiflung, die er spürte. Er hatte Angst um seinen besten Freund. Eine nie erlebte Angst. John war schon des öfteren für eine Weile untergetaucht. Dann hatte es aber immer Hinweise gegeben, in welcher Dimension oder in welchem Reich er steckte. Doch hier war alles anders.

Die Dämonenwelt konnte man als ungemein vielschichtig bezeichnen. Da gab es Tausende von Reichen, Ländern und Gebieten. Unerforscht, geheimnisvoll, grausam und schrecklich, Irgendwo konnte John Sinclair sich aufhalten. Dazu ohne sein Kreuz, so dass seine Chancen schlecht standen.

»Wahrscheinlich denken Sie das gleiche wie, ich, Suko«, sagte der Superintendent, »aber wir können nichts machen, solange wir nicht wissen, wo wir suchen sollen. Und vielleicht haben wir noch eine Chance, wenn wir Logan Costello auf den Zahn fühlen.«

»Das ist schwer zu glauben«, sagte Suko.

»Wieso?«

»Costello hat vielleicht Verbindungen zu Dr. Tod. Aber John ist von Asmodina reingelegt worden.«

»Vielleicht kreuzen sich die Wege irgendwo. Ich habe Costello herbestellt. Er hat nicht abgesagt. Es zeigt uns, dass er glaubt, nichts befürchten zu müssen. Wir werden sehen.«

Wie auf ein Stichwort meldete sich das Telefon. Sir James nahm ab, hörte zu und nickte.

»Ja, bringen Sie ihn hoch.«

»Ist er das?« fragte Suko.

Sir James nahm einen Schluck von seinem Magenwasser. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern glänzten.

»Ja, er ist es…«

***

Apep war grausam und schrecklich gewesen, aber dieses Monster war noch schlimmer.

Es stand Glenda Perkins gegenüber und starrte sie an. Sie sah kalte weiße Augen und helle weiße Kreise als Pupillen. Auch seine Haut schimmerte braunweiß, als würden sich zahlreiche Löcher darin befinden. Die Arme bewegten sich hin und her, die langen Ohren standen vom Kopf ab.

Glenda wusste nicht, dass dieses Ungeheuer ein Horis war, ein Hüter des Irrgartens. Sie sah nur die Gestalt und das, was sie zwischen die Zähne geklemmt hatte. Es war so schaurig und schlimm, dass sich Glenda Perkins weigerte, das überhaupt zu fassen und zu verarbeiten, aber es war eine Tatsache, an der es nichts zu rütteln gab.

»Lieber Gott«, flüsterte Glenda, »das darf doch nicht wahr sein, das kann nicht…«

Sie stammelte die Worte. Die Angst hinderte sie am normalen Sprechen, und sie erlebte das Grauen so schlimm wie noch nie in ihrem Leben. Gehört hatte sie bereits von kannibalischen Monstern. Dies hier war eins, denn aus seinem Maul schaute noch ein Arm heraus.

Die Finger bewegten sich. Der Arm war nicht nackt. Dünner Blusenstoff bedeckte ihn. Er schillerte weißlichgrün. Glenda hatte ihn vor kurzem noch gesehen, denn der Arm, der da aus dem Maul des Monsters schaute, gehörte keiner geringeren als Jane Collins!

Glenda Perkins bekam einen Schreikrampf…

***

Er trat ein, ohne anzuklopfen. So etwas hatte er noch nie für nötig gehalten, denn er war der große Boss in London, er war Logan Costello. Und er war siegessicher.

Vor der Schwelle blieb er stehen und blickte sich kurz um. Auch Sir James und Suko hatten Zeit, sich den Mafioso zu betrachten. Der Kälte entsprechend trug er einen Pelzmantel aus bestem Fell, der sicherlich ein kleines Vermögen gekostet hatte. Er hatte den Mantel nicht geschlossen, so dass er aufschwang und die beiden Hälften an lange Fahnen erinnerten.

Darunter trug Costello einen blaugrauen Anzug. Das Hemd war weiß, die Krawatte dezent gemustert. Sein Gesicht konnte man als hager bezeichnen. Die Augen blickten kalt und ohne Gefühl, und die Lippen bildeten nur einen Strich.

Sir James blieb höflich.

»Ich bin erfreut, dass Sie den Weg zu uns gefunden haben, Mr. Costello.«

Der Mafioso winkte ab, wobei drei Ringe an den Fingern aufblitzten.

»Sparen Sie sich die Floskeln. Sagen Sie mir lieber, weshalb man meine Leute unten festgehalten hat.«

»Es war vereinbart, dass Sie allein kommen. Deshalb mussten Ihre Leute unten bleiben.«

Sir James gestattete sich ein Lächeln, »Zudem sind Sie hier in Sicherheit.«

»In Sicherheit? Die Polizei bietet keine Sicherheit.«

»Das ist Ansichtssache. Trotzdem können Sie ruhig Platz nehmen.«

»Ich habe nicht vor, lange zu bleiben.«
»Das müssen Sie schon uns überlassen.«
Sir James blieb höflich, doch seine Stimme klang bestimmt, und die Härte darin war auch für Costello nicht zu überhören. Der Mafioso deutete auf Suko.
»Was will der denn hier?«
»Mr. Suko ist Inspektor bei Scotland Yard. Er hat ebenfalls einige Fragen an Sie.«
»Ein gelber Inspektor? Das darf doch nicht wahr sein«, erwiderte der Gangsterboss. »Ihr scheint an Personalmangel zu leiden.«
»Ich habe Sie nicht kommen lassen, um mit Ihnen über innerbetriebliche Probleme zu reden, Mr. Costello. Wenn Sie sich daran vielleicht halten würden?«
»Schaumacher«, knurrte Costello, nahm aber dennoch Platz.
Er schlug die Beine übereinander, grinste schief und überheblich und sagte: »Jetzt seid ihr mit eurem Latein am Ende oder?«
Sir James hatte wieder hinter seinem Schreibtisch Platz genommen. Seine Finger spielten mit einem Bleistift. Nur wer ihn kannte, der wusste, dass dies ein Zeichen übergroßer Nervosität war, und Suko kannte ihn.
»Ich gebe zu, Mr. Costello, dass wir momentan einige Schwierigkeiten haben, deshalb…«
»Ach, hören Sie doch auf! Sie stecken in der Scheiße, Mann. Und zwar bis zu den Ohren. Das ist es doch. Und ich soll Sie nun herausziehen.«
»Wenn Sie es so formulieren, kann ich Ihnen nur bedingt recht geben, Mr. Costello.«
»Ihr wollt Sinclair wiederhaben, nicht wahr?«
»Sie wissen also, dass er verschwunden ist?«
»Ja und nein. Ich hatte ihm ja eine Bedingung gestellt. Anscheinend hat er sie nicht erfüllen können. Allerdings hat er noch einige Stunden Zeit. Es besteht kein Grund zu einer vorschnellen Panik, Powell.«
»Aus welchem Grund haben Sie Glenda Perkins entführen lassen?«
»Ich?« Costello machte ein erstauntes Gesicht. »Ich habe damit nichts zu tun.«
»Aber Sie wissen, wo sich Miss Perkins befindet?«
»Nein.«
»Mit anderen Worten, Sie stellen sich stur.«
»Das brauche ich gar nicht, weil ich nämlich nicht weiß, was Sie von mir wollen.«
Er reckte sich ein wenig.
»Ich bin sogar her gekommen, obwohl wir beide keine Freunde sind. Aber Ihre Probleme müssen Sie schon allein lösen.«
»Ihr letztes Wort?« fragte Sir James.

»Fast.«
»Und wieso fast?«
»Nun, wie ich vorhin schon andeutete, gibt es zwischen uns nicht gerade das Gefühl einer Freundschaft. Sie halten mich für einen Verbrecher und stören meine Geschäfte, obwohl das wirklich nicht auf mich zutrifft. Nun, da habe ich mir etwas ausgedacht, Sir James.«
Er betonte das Sir sehr spöttisch, was der Superintendent jedoch mit unbewegtem Gesicht entgegennahm.
»Reden Sie weiter, Mr. Costello.«
»Nun, es ist manchmal wirklich unangenehm, wenn die Geschäfte eines Mannes behindert werden. Ich habe oft genug erlebt, dass mich Ihre Leute zu unrecht verdächtigten und meine Partner dies mit sehr großem Misstrauen sahen, so dass ich gezwungen war, einige Geschäftsverbindungen einzustellen. Sie verstehen, was ich meine, Sir James Powell?«
»Noch nicht.«
»Dann will ich weiterreden. Sie sitzen in der Klemme, ich spreche von Belästigungen. Es wäre doch möglich, dass wir uns irgendwie einigen können. Das heißt, ich gebe Ihnen hin und wieder einen kleinen Tipp, und Sie belästigen mich nicht mehr oder geben Aktionen früh genug bekannt. Ist das nicht eine gemeinsame Basis, auf der wir arbeiten könnten?«
Das Gesicht des Superintendenten versteinerte. Von Sekunde zu Sekunde wurde es härter. Das sah auch Suko, der seinen Chef genau beobachtete. Was Costello da vortrug, war nichts anderes als ein eiskalter Bestechungsversuch. Nicht mehr und nicht weniger. Nur in wohl formulierte Sätze verpackt.
»Muss ich noch mehr sagen?« fragte der Mafioso.
»Nein, Mr. Costello, das brauchen Sie nicht.«
»Dann haben Sie mich also verstanden?«
»Sehr gut sogar.«
»Wie haben Sie sich entschieden?«
Sir James’ Gesichtsfarbe hatte einen fahlen Ton angenommen. Die Finger spannten sich noch härter um den Bleistift. Suko hatte das Gefühl, als würde er zerbrechen. Und er zerbrach. Costello lachte.
»Soll ich das hier eben als ein Zeichen werten, was unsere Beziehungen angeht?«
»Das können Sie.«
Die Augen des Mafioso wurden schmal.
»Also keinen Kompromiss, Powell?«
»Nein, ich lasse mich nicht bestechen.«
»Ihr Pech. Denn von Bestechung war nie die Rede. Bestechung ist etwas anderes. Es wäre nur ein beiderseitiges Entgegenkommen gewesen. Ich habe Ihnen doch kein Geld angeboten. Wie käme ich

dazu, einen echten Sir bestechen zu wollen?«

Costello lachte hämisch.

»Dazu noch vor Zeugen, auch wenn der Zeuge nur ein Chinese ist.«

»Gehen Sie«, sagte Sir James.

»Dann ist Ihnen das Leben des Geisterjägers nichts wert?«

»Ich kann Sie festnehmen lassen, Costello, wenn…«

»Erzählen Sie doch keinen Mist, Powell. Sie müssten mich sehr schnell wieder laufenlassen. Was meinen Sie, welche Anwälte ich Ihnen auf den Hals hetze?«

»Ja, wir kennen Sorvino.«

»Richtig, Powell.« Der Mafioso stand auf.

»Schade. Ich hatte gedacht, dass Sie vernünftiger wären. Tut mir leid, so können wir nicht ins Geschäft kommen.«

Er ging zur Tür.

Sir James gab Suko einen Wink. Der Chinese verstand. Er würde Costello nach unten begleiten. Mit dem Lift fuhren sie nach unten. Costello versuchte es noch einmal.

»Viel verdienen Sie ja beim Yard auch nicht«, bemerkte er spöttisch. »Ich kenne die Gehälter.«

»Für mich reicht's.«

»Das sagt sich so einfach. Sie sollten auch an später denken. Da kommen Sie vielleicht mit dem Geld nicht aus.«

Suko schaute Costello an, der frech grinste. »Von Ihnen nehme ich nichts.«

»Und ich dachte immer, Sinclair wäre Ihr Freund.«

Als Costello den Namen des Geisterjägers erwähnte, hatte er bei Suko einen wunden Punkt berührt. Die Hand des Chinesen schoss vor. Er bekam den Mafioso am Kragen seines teuren Mantels zu fassen und drehte ihn herum.

»Ein Wort noch, Costello, und es geht Ihnen dreckig. Darauf können Sie sich verlassen. Wir kriegen Sie, und mag es auch noch so lange dauern. Irgendwann gehen Sie uns ins Netz, darauf können Sie sich verlassen. Und dann helfen Ihnen weder Ihre schmutzigen Millionen noch Ihre Beziehungen und Rechtsanwälte. Verlassen Sie sich auf meine Worte, Costello.«

Suko ließ den Mann los. Sie waren inzwischen im Erdgeschoß angelangt. Die Lifttüren schoben sich auseinander. Rot vor Wut im Gesicht und beinahe fluchtartig verließ der Mafioso den Lift. Suko wartete noch, bis er die Halle verlassen hatte, dann fuhr er wieder nach oben.

Sir James stand in seinem Zimmer und schaute aus dem Fenster. Als Suko die Tür öffnete, drehte er sich um. Noch immer war er sehr erregt.

»Das hat noch niemand gewagt, mich zu bestechen.«

Der Chinese schloss die Tür. »Im Lift hat er es bei mir auch versucht, Sir.«

»Was haben Sie getan?«

»Nur geantwortet, Sir, obwohl es in meinen Fäusten juckte, wie Sie sich bestimmt vorstellen können.«

»Natürlich. Aber es ist gut, dass Sie sich nicht haben zu irgend etwas hinreißen lassen.«

»Nein, Sir, ich bin nicht dumm.«

Suko holte tief Luft. »Und was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht.«

Von Sir James hätte Suko diese Antwort nicht erwartet. Sie bewies ihm jedoch, dass der Superintendent auch nur ein Mensch war und keine Maschine, wie manche scherzten.

***

Ich war weiterhin ein Gefangener und Umherirrender in diesem verdammten Labyrinth. Und ich traute dem Dämon Raan nicht über den Weg.

Beide hatten wir den gellenden Schrei vernommen. Für mich stand fest, dass es nur Glenda Perkins gewesen sein konnte. Und sie wollte ich finden. Ich musste nur aufpassen, dass mich Raan nicht in die Irre führte. Das durfte auf keinen Fall geschehen.

Der Dämon lief tatsächlich schneller. Abermals wischten wir um Ecken, tauchten ein in schmale, lange oder kurze Gänge, aber unser Ziel erreichten wir nicht.

Ich hörte wieder den Schrei. Allerdings konnte ich nicht herausfinden, ob er in der Nähe aufgeklungen war oder immer noch so weit von mir entfernt wie beim ersten Mal, Ich packte Raan und schleuderte ihn herum, so dass er gegen die grüne Wand fiel und teilweise darin verschwand. Sein Kopf schaute noch hervor, und die Schwertklinge zeigte genau auf seine Kehle.

»Wo steckt sie?«

»Ich ich…«

Mein Gesicht verzerrte sich. »Auf dem schnellsten Wege will ich zu ihr. Und den wirst du mir zeigen, du verfluchter Dämon.«

»Es geht nicht so einfach. Wir können nicht…«

»Dann gehen wir eben quer!« brüllte ich ihn an und zeigte ihm gleichzeitig, was ich damit meinte.

Mit dem Schwert räumte ich auf. Ich zerhackte diese verdammte Würmerwand vor mir. Mit Kreuzschlägen verschaffte ich mir freie Bahn, und die unzähligen kleinen Tiere trockneten aus, bevor sie für alle Zeiten vergingen. Ich legte Kraft, Wut und Hass hinter meine Schläge. Links und rechts zerhieben sie die Wand. Ich schlug eine Bresche, durch die wir uns bewegen konnten. Als sie groß genug war,

riss ich Raan mit.

Dann standen wir wieder vor der nächsten Wand. Ich schlug weiter. Nur so konnten wir abkürzen, und ich hoffte, dass wir auch genau die Richtung eingeschlagen hatten, die uns ans Ziel führte, denn protestiert hatte der Dämon bisher nicht.

»Ist dieser Weg korrekt?« fragte ich ihn.

»Ich glaube schon.«

»Glauben heißt nicht wissen.«

»Ja, doch.«

Okay, ich machte weiter. Dabei kam ich mir vor wie ein Held aus der Antike, der sich mit dem Schwert einen Weg durch ein unheimliches Land bahnt. Es war eine Freude zu sehen, wie die verfluchten Würmer zusammenfielen. Meine Schuhsohlen zertraten sie zu grauem Staub.

Die Sekunden vergingen, und ich hatte noch immer keine Spur von Glenda Perkins gefunden. Nach der nächsten Wand gelangten wir in einen etwas breiteren Gang.

Ich drehte mich um. Raan befand sich dicht hinter mir.

»Führt der Gang zum Ziel?«

»Möglich.«

»Verdammt, rede! Sonst schneide ich dir die verfluchten Streifen einzeln aus dem Gesicht!«

Freunde, ich war in Rage. Bisher hatte man mich zum Narren gehalten. Das wollte ich mir nicht länger gefallen lassen.

»Ja, ja«, sagte Raan schnell.

Also wandte ich mich in die Richtung, wo der Gang nicht schon nach wenigen Yards endete, sondern eine Kurve beschrieb. Raan musste an meiner Seite bleiben. Irgendwie spürte ich es, dass wir uns dicht vor dem Ziel befanden. Es war so ein Gefühl, das einfach von mir Besitz ergriffen hatte und das man nicht beschreiben konnte. Vielleicht war es in all den Jahren gewachsen, hatte sich herauskristallisiert, und ich hoffte inständig, dass es nicht trog.

Wieder ein Schrei. Diesmal sogar nah. Wir waren auf dem richtigen Weg. Ich huschte um die Ecke des Ganges, hatte nun freie Sicht, sah auch die Mauern und eine schwarzhaarige junge Frau, die ich verflixt gut kannte. Glenda Perkins!

Doch in welch einer Lage befand sie sich! Es war schlimm. Zwei Monster hatten sie eingekreist, und das mussten die Horis sein, von denen Raan gesprochen hatte. Der Dämon gab mir gleich die Bestätigung.

»Die Horis«, hechelte er, »das sind sie. Sie fressen alles. Menschen, Tiere! Nichts entgeht ihren Reißzähnen!«

Er brauchte es mir gar, nicht so deutlich zu sagen, denn aus einem Maul ragte noch eine Hand hervor, deren Finger zuckten. Ein Anblick, der mir unter die Haut ging.

Der zweite Horis lauerte dicht an der grünen Wand. Er fixierte Glenda und hatte sich zum Sprung geduckt. Es lag auf der Hand, dass er sich gleich abstoßen würde. Soweit sollte es nicht kommen.

»Glenda!« brüllte ich.

Ein Ruf wie Donnerhall, wirklich, Freunde. Er wurde auch gehört, und Glenda Perkins riss den Kopf herum. Ich sah genau, wie ihre Augen groß wurden und Unglauben sowie Fassungslosigkeit in ihren Blick traten.

»Joohhnnn…!«

Auch die Horis hatten ihren Schrei vernommen. Der eine, der geduckt vor Glenda hockte, schwang herum und fixierte mich. Er sollte nur kommen.

»Joohhnnn…«

Wieder schrie Glenda Perkins meinen Namen, und irgendwie schaffte sie es, sich von der Stelle zu lösen. Sie rannte auf mich zu und flog in meine Arme. Glendas Reaktion war zwar verständlich, aber sie half mir im Augenblick nicht, denn meine Sekretärin klammerte sich in ihrer übergroßen Angst an mir fest.

»Jane«, keuchte sie, »Jane!«

Verdammt, was meinte sie damit? Warum sprach sie jetzt ausgerechnet von Jane Collins? Hatte sie vielleicht den Verstand verloren? War sie von irgendwelchen wilden Träumen befallen?

Zeit, um das herauszufinden, hatte ich nicht. Ich drängte Glenda zur Seite und schob sie hinter mich, so dass sie von mir gedeckt wurde. Einen schnellen Blick warf ich noch nach links. Dort stand Raan, der Dämon mit dem Streifengesicht. Er ließ uns keinen Augenblick aus den Augen.

Auch ich war vorsichtig und zuckte zusammen, als der Horis sein Maul ein Stück weiter öffnete. Im nächsten Augenblick war die Hand verschwunden. Er hatte sie verschluckt!

Durch die Nase holte ich Luft. Das war ein Schock gewesen.

Vor meinen Augen… »Jane!« keuchte Glenda wieder.

»Es war Jane Collins…«

Plötzlich rastete etwas in meinem Kopf aus.

»Was hast du da gesagt, Mädchen?«

»Die Tote war Jane Collins!«

Kennen Sie das Gefühl, das man haben kann, wenn nichts mehr läuft? Wenn ja, dann können Sie sich vorstellen, wie mir zumute war. Jane Collins tot? Vor meinen Augen verschluckt von diesem verfluchten Monster?

Das konnte doch nicht sein, das… »Glenda, verdammt, Sie lügen!«

Ich sagte in meiner Erregung einmal Sie und dann wieder du zu ihr.

»Nein, John. Sie war es!«

Ich stierte das Monster an. Noch einmal sah ich, wie es schluckte und

wie sich die Kiefer bewegten. Heiß stieg es in mir hoch. Ich kannte doch die verdammten Dämonen, und ich kannte auch mein Gefühl, das mich jetzt umklammert hielt. Es waren die Wut und der Hass, die ihren Weg fanden, begleitet von einer unbeschreiblichen Trauer.

Eine Freundin hatte ich bereits verloren.

Nadine Berger.

Sie war von einem ähnlichen Monster getötet worden, wie ich es vor mir sah. Ich hatte sie nicht retten können, aber ihr Geist lebte im Körper einer Wölfin weiter.

Als sie starb, war es für mich ein schwarzer Tag in meinem Leben gewesen, doch nun sah die Sache ganz anders aus.

Jane Collins war ebenfalls tot!

Wenigstens, wenn ich Glenda Perkins glauben durfte. Man hatte Jane auf eine schreckliche Art und Weise umgebracht, einfach verschluckt. Ein Lachen durchbrach meine Gedanken.

Das war Raan, der so hämisch kicherte.

»Ich habe es dir doch gesagt, die Horis sind Kannibalen, Geisterjäger, und sie sind noch längst nicht satt…«

»Halt dein Maul!« brüllte ich in maßloser Wut und fuhr zu ihm herum.

Raan zuckte zusammen.

Er duckte sich sogar und hielt auch den Mund, was besser für ihn war.

Ich aber ging auf den Horis zu.

Genau schaute ich mir das Monster an. Es herrschte in diesem Labyrinth, gehörte zu den Wesen, die alles vernichteten. Jetzt wollte ich den Horis vernichten.

Wir starrten uns an. Der zweite hielt sich im Hintergrund. Er stieß nur hin und wieder seltsame Laute aus, die mich an das Grunzen unserer heimischen Schweine erinnerten. Wahrscheinlich war es die Vorfreude auf die neue Beute, aber die würde ich den beiden versalzen, darauf konnten sie Gift nehmen.

Der Reihe nach wollte ich sie mir vornehmen. Einen nach dem anderen.

»Achte du auf Raan«, zischte ich Glenda Perkins zu, »damit er mir nicht in den Rücken fällt!«

Sie nickte.

Glenda hatte die Lippen zusammengepresst. Wie eingeschweißt lag die Angst auf ihrem Gesicht. Kalkweiß war ihre Haut, über die ein Schauer nach dem anderen rann.

Ich glitt vor. Meine Beine taten mir weh. Ich hatte mich innerlich verkrampft, denn ich war mit den Gedanken überhaupt nicht bei der Sache. Immer wieder sah ich das letzte, grausame Bild vor mir, wie die Hand verschwand.

Eine Hand, die Jane Collins gehörte! Jetzt hatte ich Jane auch verloren. Die Mächte der Finsternis hatten triumphiert. Ich hatte es nicht verhindern können, ja, ich musste mich damit abfinden. Eiskalt dezimierten sie das Sinclair Team.

Diese Gedanken quälten mich, machten mich unsicher. Deshalb reagierte ich auch so spät, als nicht ich das Monster angriff, sondern es mich.

Der Arm wurde plötzlich verdammt lang. Schlangengleich schob er sich vor, zu schnell für mich, und plötzlich umklammerte er meinen Arm dicht über dem Handgelenk. Es war ausgerechnet das rechte, in dem ich das Schwert hielt.

Die Kraft des Horis zwang mich nicht nur in die Hocke, sondern auch zu Boden. Ein Gebrüll, das den Triumph ausdrückte, den der Horis empfand, grollte in meinen Ohren, während diese Bestie meinen Arm noch weiter durchbog. Ich musste nachgeben, wenn mir dieses Monster nicht den Arm brechen sollte.

Ich hörte Glenda Perkins schreien und Raan lachen. Beide sahen mich auf der Verliererstraße, und beide wurden von unterschiedlichen Gefühlen beherrscht. Der eine wollte meinen Tod, die andere bangte um mein Leben.

Verflucht, ich konnte das Schwert nicht mehr halten. Bisher war es mir eine große Stütze gewesen. Ich hatte mir mit seiner Hilfe den Weg freigekämpft. Jetzt brachte mich der Horis dazu, es loszulassen. Dann lag es neben mir.

Krallen fetzten meinen Jackenärmel auf. Wütende Prankenschläge, gegen die ich nichts ausrichten konnte. Meine Angst wurde größer. Überdimensional tauchte das aufgerissene Maul der Bestie vor mir auf. Ich sah die messerscharfen, grässlichen Zähne, die so gnadenlos zubeißen konnten und kein Pardon kannten.

Mordlust wütete in den Augen der Bestie. Sie schienen sich noch vergrößert zu haben, während sich der Horis über mich beugte, meinen Arm noch immer festhielt und mich daran hinderte, den Dolch zu ziehen.

Ich nahm die Linke. Damit hämmerte ich zu. Die Faust klatschte gegen den Körper.

Ebenso gut hätte ich auch gegen einen harten Stein schlagen können, denn eine Reaktion erfolgte nicht. Der Horis steckte den Schlag kurzerhand weg.

Meine Knöchel schmerzten. Die Haut des Monsters war schuppig, rau und hart. Ich befand mich wirklich in einer schwierigen Lage. Wenn ich in den nächsten zwei Sekunden keine Lösung fand, dann war nicht nur ich verloren, sondern auch Glenda Perkins.

Noch lag ich auf der Seite, eine ungünstige Stellung. Aber dann drehte ich mich auf den Rücken, was mir nur unter großen Mühen

gelang.

Der Horis war so mit sich und seinem Triumphgefühl beschäftigt, dass er auf die Veränderung meiner Lage überhaupt nicht achtete. Das war gut so, denn nun konnte ich ein Bein heben es war das linke und es voll nach vorn rammen. Meine Schuhsohle klatschte in das Gesicht der Bestie und traf es in seiner gesamten Länge.

Der Kopf wurde zurückgeworfen. Unwillkürlich lockerte der Horis seinen Griff um mein Gelenk, und mir bot sich die große Chance. Zwar schmerzten meine rechte Hand und der Arm höllisch. Trotzdem kam ich an den Dolch heran. Ich riss ihn aus der Scheide und hielt ihn so, dass die Klinge nach oben zeigte. Wenn er jetzt kam, dann…

Der Horis zögerte. Irgendwie schien er gemerkt zu haben, dass es nicht mehr so glatt ging wie zuvor. Er war überrascht. Schließlich hatte ich ein Mensch mich befreien können. So etwas war ihm wohl noch nie passiert. Zwei Sekunden Ratlosigkeit! Diese Blöße durfte er sich bei mir nicht geben.

Ich warf mich vor. Voller Hass und Zorn. Alles legte ich in diesen Sprung, wobei die Klinge auf seine Brust zeigte. Plötzlich strahlte sie dicht vor seinem Körper auf. Bis zum Heft drang sie in ihn hinein.

Es war ein Gefühl, das ich nicht beschreiben konnte. Endlich hatte ich ihn erwischt. Endlich!

Und ich ließ den Dolch in seinem Körper, hielt weiterhin nur den Griff fest, so dass wir uns aus einer Handbreite Entfernung anstarrten. Ja, ich wollte ihn sterben sehen.

Mein Zorn war einfach zu groß, denn er hatte mir Jane Collins genommen. Nun traf ihn meine Rache, obwohl die mir Jane auch nicht zurückgab.

Das Weiße in seinen Pupillen schien plötzlich zu explodieren. Es wurde größer und größer, bis es schließlich den gesamten Augapfel erfasste. Ein Zittern lief durch seine Gestalt. Er stellte sich auf die Zehenspitzen.

Das Gesicht zerlief. Es wurde regelrecht breiig, und die Haut nahm einen völlig anderen Schimmer an. Sie zeigte ein stumpfes und brüchiges Grau, durch das sich Risse zogen wie bei einem gewaltigen Netz. Der Horis verging.

Dann sprang ich zurück, denn die verdammte Bestie zerbrach vor meinen Augen.

Der Körper wurde buchstäblich zerrissen, und nun erlebte ich mit eigenen Augen eine der grauenhaftesten Sekunden in meinem gesamten Leben. Aus der vergehenden Gestalt quoll nicht nur eine weißbraune Masse, die an feuchtes Sägemehl erinnerte, sondern auch die Teile eines Menschen.

Jane Collins!

Ich stöhnte vor Angst und Entsetzen! Das durfte nicht wahr sein, aber

es blieb eine Tatsache. Ich sah den Körper der Detektivin. Doch kein Blut!

Kein Blut?

Meine Gedanken liefen in die Irre, ich war wie vor den Kopf geschlagen. Irgendwo tief in meinem Gehirn entstand eine Verbindung zwischen diesem Vorfall und dem, den ich erlebt hatte, als es zwischen mir und Asmodina zu dem Tausch gekommen war.

Man hatte mir Glenda Perkins in die Arme geworfen. Eine Glenda Perkins, die zwar so aussah wie sie und trotzdem nicht die echte gewesen war.

Hier sah ich Jane Collins. Und kein Blut! Sollte etwa das gleiche…?

Ich wagte überhaupt nicht weiterzudenken, sondern bückte mich und griff nach ihr.

Es war ein Arm. Sie können sich vorstellen, welche Gefühle mich in diesem Augenblick beherrschten. Die Umwelt hatte ich vergessen.

Ich sah nur noch den Arm, hob ihn hoch, packte fester zu und spürte gleich darauf, wie er unter meinem Griff zerfiel. Er zerbröselte, und die Reste sanken zu Boden, wo sie liegen blieben.

Jane Collins war nicht echt. Nur eine Imitation.

Sie ist nicht echt nicht echt!

Diese Sätze schrien förmlich in meinem Innern. Die Schwarze Magie hatte es geschafft. Durch teuflische Kräfte brachte sie die Menschen zum Wahnsinn.

Hier konnte man dem Irrsinn anheimfallen, und wenn es soweit war, dann schlugen die Dämonen eiskalt zu und töteten, Gleichzeitig, als das Gefühl des Wissens vorbei war, brach sich die Erleichterung in mir freie Bahn.

Ich konnte endlich durchatmen. Tief und fest. Dabei bemerkte ich kaum, wie das Monster verging. Es wurde zu einer widerlichen Masse, die langsam zerrann und erst vor meinen Füßen zur Ruhe kam.

Einen Teilsieg hatte ich errungen. Leider gab es da noch andere.

Ich dachte an den zweiten Horis, und ich dachte auch an Raan, der ja ebenfalls zu ihnen gehörte. Ich kreiselte herum.

Glenda Perkins hatte es nicht mehr ertragen können. Sie war ohnmächtig geworden. Wie tot lag sie zu den Füßen des Dämons mit dem gestreiften Gesicht.

Er aber hatte sich gebückt, seinen Mund aufgerissen, und die gefährlichen Zähne befanden sich nur eine Fingerbreite vom Hals meiner Sekretärin entfernt…

***

Diese Glenda war echt, keine Attrappe. Wenn Raan zubiss, dann war Glenda verloren.

Nichts und niemand konnte sie noch retten, auch ich nicht, obwohl

ich alles dafür gegeben hätte. So blieb ich stehen.
Schwer atmend, und ich hörte in meinem Rücken das Klagen des zweiten Monsters. Es trauerte um seinen Artgenossen, denn es hatte ihn sterben sehen. Und es würde einen unbeschreiblichen Hass auf mich haben.
»Weg mit dem Dolch!«
Raan flüsterte die Worte. Sie drangen tief aus seiner Kehle, und er blieb in der Stellung hocken, die er eingenommen hatte.
Ich ließ auch meine zweite Waffe fallen. Jetzt hatte ich nur noch die Beretta. Hoffentlich dachte der Dämon nicht daran. Ich zitterte innerlich mit und wurde enttäuscht.
»Du hast noch die Pistole!« zischte er. »Nimm sie, und wirf sie weg, Aber hübsch vorsichtig, damit ich nicht nervös werde. Glenda ist verurteilt, und sie wird sterben. Noch nie ist jemand entkommen, das sage ich dir!«
»Okay, du hast gewonnen.«
Ich hoffte, mit dieser Antwort die Situation ein wenig zu entkrampfen. Und ich schaffte es, denn ich sah, wie sich Raan entspannte. Das war gut.
Vorsichtig hob ich die rechte Hand. Der Daumen strich dabei an meinem Jackett entlang, die Finger näherten sich dem Jackenausschnitt und krochen langsam hinein. Weiter, immer weiter. Jetzt berührten die Spitzen schon den Griff der Beretta.
Eins war sicher. Wenn ich die Waffe tatsächlich hervorholte und sie wegwarf, dann beraubte ich mich selbst sämtlicher Chancen.
Dann konnten Raan und der andere Horis wüten. Deshalb musste ich diesmal alles wagen und natürlich alles auf eine Karte setzen.
»Mach schon!«
Raan war nervös. Auch Dämonen litten. Sie hatten Gefühle wie Menschen, wenn auch nicht so stark ausgeprägt, aber wenn sie etwas wollten, dann waren sie nicht zu halten.
Wie jetzt…
»Nur keine Aufregung«, erwiderte ich. »Du bekommst die Waffe.«
Hinter mir hörte ich tappende Schritte. Der zweite Horis näherte sich mir. Eine Gänsehaut strich über meinen Körper. Ich hatte im Rücken keine Augen, leider, muss ich sagen, aber ich spürte die schlimme dämonische Aura, die mich berührte wie ein kalter Hauch.
Ein tödlicher… Jetzt befand ich mich in der Zwickmühle. Vor mir ein Monster und auch hinter mir. Und das vordere Raan also hatte noch eine Geisel.
Ich durfte mich von meiner Waffe nicht trennen. Auf keinen Fall konnte ich das tun.
Schweiß lag auf den Innenflächen meiner Hände. Auch meine Fingerspitzen waren feucht. Ich atmete durch die Nase, die Erregung

in mir wuchs.
Vor dieser großen Entscheidung war ich verflixt nervös. Aber es musste sein, kein Weg ging daran vorbei.
Jetzt hatte ich die Waffe. Im Normalfall riss ich sie hervor, zielte kurz und schoss. Hier war es nicht möglich.
Ich konnte und durfte mich nicht erst lange mit dem Zielen aufhalten. Ich musste die Beretta hervorreißen und schießen.
Plötzlich zuckte ich zusammen, denn die spitzen Klauen des zweiten Horis hatten meine Schultern berührt. Sie hielten auch fest, wollten nicht loslassen und…
Da zog ich.
Es war wirklich ein günstiger Augenblick, denn Raan konzentrierte sich nicht nur auf Glenda, sondern auch auf mich.
Der Blick seiner Augen wieselte zwischen uns beiden hin und her. Auch ein Dämon konnte sich nicht auf zwei Dinge gleichzeitig konzentrieren. Er besaß zwar immense Fähigkeiten, doch so etwas schaffte er nicht.
Der Schuß peitschte auf. Die geweihte Silberkugel versengte sogar noch den Stoff meiner Jacke, was jedoch nichts ausmachte, denn der Treffer saß.
Raan wurde in den Kopf getroffen. Schräg hieb die Kugel hinein, und sie zerstörte ihn. Alles ging so schnell, dass der Dämon nicht dazu kam, seine Zähne in Glendas Kehle zu schlagen. Er starb, noch bevor seine Überreste den Boden berührten.
Das alles sah ich, als ich mich bereits zur Seite warf und die Krallen des Monsters über meine Kleidung rissen, wobei sie das Jackett regelrecht zerfetzten. Ich tauchte sofort unter, drehte mich dabei um und sah zu, dass ich den zweiten Horis vor meine Mündung kriegte. Der letzte Eindruck, den ich von ihm mitnahm, war das Erschrecken in seinen Augen.
In einem wilden Reflex zog ich den Zeigefinger zurück, und die geweihte Kugel hatte freie Bahn.
Sie traf voll. Der Horis flog zurück, taumelte, torkelte und prallte mit dem Rücken gegen die grüne Mauer aus Würmern.
Er verschwand darin. Die Würmer gerieten in Bewegung. Der Horis schlug noch in seinen letzten Reflexen um sich, dann wurde er buchstäblich von der Wand aufgesaugt.
Ich hatte gewonnen!
Ein paar Sekunden blieb ich mit schussbereiter Waffe in der leicht gebückten Haltung stehen. Tief atmete ich durch, denn ich musste erst einmal meine flatternden Nerven beruhigen. Dieses Nervenflattern pflanzte sich fort, denn meine Hände zitterten ebenfalls, genau wie die Beine. Meine Knie schienen aus einem weichen Material zu bestehen.
Ich schloss die Augen und versuchte, nicht mehr an die

zurückliegenden Ereignisse zu denken. Das gelang mir nur schwer, denn ein Mensch ist keine Maschine, und ich bin es auch nicht. Dass ich die Auseinandersetzung für mich entschieden hatte, konnte ich nur als ein großes Glück bezeichnen. Etwas anderes fiel mir nicht ein.

Die Horis waren tot. Aber auch Raan. Und das war das Schlimme. Er hätte einen Weg aus dem Irrgarten des Schreckens gewusst. Nun existierte er nicht mehr.

Ich hatte ihn töten müssen, um das Leben von Glenda Perkins zu retten. So lebten wir beide noch.

Ich ging zu ihr.

Meine Schritte waren schleppend, als hätte ich unter einer schweren Last zu tragen. Ich bückte mich und schaute auf Glenda hinab. Sie war noch immer ohnmächtig. Ihre Nerven hatten nicht mehr mitgespielt, was wirklich kein Wunder war. Selbst ich fühlte mich mies.

Die Horis waren erledigt, und auch Raan existierte nicht mehr. Ich war allerdings sicher, dass die Schrecken dieses Irrgartens damit nicht ausgestanden waren. Irgendwo würden weitere lauern.

Tief in den gefährlichen, lebenden Wänden, und ich dachte an Asmodina, die meine Taten sicherlich nicht so ohne weiteres hinnehmen würde. Sie würde sich zeigen und furchtbar rächen wollen.

Neben Glenda kniete ich mich hin. Sie durfte hier nicht liegenbleiben. Zudem besaß ich auch nicht mehr die Kraft, sie durch das Labyrinth zu schleppen.

Mit dem Handrücken tätschelte ich ihr Gesicht. Zweimal links, zweimal auf die rechte Wange, wobei ich ihr Gesicht stets unter Beobachtung hielt.

Mein leichtes Schlagen zeigte Erfolg, denn Glendas Augenlider zuckten. Sie kam zu sich. Ich hob ihren Kopf genau in dem Moment an, als sie ihre Augen öffnete. Die Pupillen zeigten eine gewisse Ratlosigkeit. Sie wusste nicht, wo sie sich befand, das war ihr sofort anzumerken.

Dann erkannte sie mich. »John!«

Diesmal war es kein wilder Angstschrei, den sie ausstieß. Ein Wort der Erleichterung drang über ihre Lippen, und sie warf die Arme hoch, wobei sie sie hinter meinem Nacken verschränkte und sich fest an mich klammerte. Glenda stammelte Worte, die ich nicht wiedergeben möchte. Sie drückten eben ihre Gefühle aus, die sie in diesen Momenten empfand. Sie war gerettet. Wenigstens vorläufig…

Obwohl die Zeit drängte, ließ ich Glenda so lange in Ruhe, bis sie sich wieder gefangen hatte.

»Ich muss schrecklich verheult aussehen«, sagte sie.

Da wusste ich, dass es ihr wieder besser ging. Auch mein Lachen klang befreit. Allerdings war es eine reine Schauspielerei. In meinem

Innern sah es anders aus. Ich hätte mich am liebsten irgendwo verkrochen, doch das konnte ich Glenda ja nicht zeigen.

Für sie war ich der Strohhalm, an den sie sich klammern konnte.

»Wir müssen weiter«, sagte ich zu ihr.

Aus großen, dunklen Augen schaute sie mich an. »Aber wohin?«

»Den Ausgang finden.«

»O Gott.«

Sie presste eine Hand gegen ihren Mund und nahm sie dann wieder fort.

»Das schaffen wir nicht. Nein, niemals! Dieses Labyrinth ist tödlich…«

»Nun warte erst einmal ab. Bisher haben wir uns ja tapfer geschlagen, oder nicht?«

Ich machte auf Optimismus, und Glenda nickte. Als ich einen Arm um ihre Schulter legte, da presste sie sich eng an mich. Ich spürte ihr Zittern.

Wir gingen.

Nur wohin? Da sah alles gleich aus. Gänge, Wände, dunkle Tunnels. Der Irrgarten des Teufels.

Meine Waffen hatte ich wieder an mich genommen. Das Schwert trug ich nach wie vor in der rechten Hand. Den Arm konnte ich auch normal bewegen, Der Druck, den das Monster auf mein Handgelenk ausgeübt hatte, war verschwunden.

»Da ist noch etwas«, sagte Glenda plötzlich und blieb stehen.

Über ihren Körper lief eine Gänsehaut.

»Ja?«

»Diese beiden Monster waren nicht allein. Sie kamen direkt nach ihr.«

»Nach wem?«

»Die, die Höllenschlange«, flüsterte Glenda.

»Was?«

Meine Sekretärin nickte.

»Ja, ich habe Apep, die Höllenschlange, gesehen. Sie schlängelte sich durch das Labyrinth und stand dicht vor mir. Sie hatte ihren Rachen aufgerissen. Es war schrecklich. Ich dachte, sie würde mich verschlingen.«

»Wann war das?«

»Bevor die beiden Monster auftauchten.«

»Und sie hat sich zurückgezogen?«

Glenda nickte.

»Nein, sie ist noch hier!«

Beide hörten wir die kalte, grausame Stimme, und beide erschraken wir zutiefst. Ich kannte die Stimme besonders gut, denn sie gehörte Asmodina, der Teufelstochter. Und sie war gleichzeitig Apep, die

Höllenschlange.
Sofort schob ich Glenda zurück und starrte angestrengt nach vorn, denn dort war die Stimme aufgeklungen.
Ich sah Apep nicht.
Eine Täuschung?
Nein!
Eine Sekunde später wurden wir eines Besseren belehrt, denn nicht weit vor uns brach de Wand zusammen, und dahinter erschien das gewaltige Maul einer Schlange. Nicht nur dieses Ungeheuer war da. Die Riesenschlange wurde von mehreren Todesengeln umschwirrt, die ihre Pfeile bereits auf die Bögen gelegt hatten…

***

Myxin und Kara versuchten alles.
Sie befanden sich innerhalb der Flammenden Steine und versuchten, Kontakt mit den jenseitigen Reichen aufzunehmen.
Irgendwo musste es doch eine gemeinsame Verbindung geben, doch die magischen Strahlen, zusätzlich gestärkt durch das Schwert mit der goldenen Klinge, stießen ins Leere.
»Nichts«, flüsterte Kara und ließ den Kopf sinken.
»Ich bekomme keinen Kontakt.«
Myxin schaute auf die Steine. Hoch ragten sie vor ihm auf, doch den Namen Flamingstones verdienten sie momentan nicht. Sie hatten nicht die glühendrote Farbe angenommen, sondern sahen völlig normal aus. Grau, fast schwarz…
»Sie haben sich zu gut abgeschottet«, erklärte Kara.
»Als wüssten sie genau, dass wir es versuchen.«
Myxin nickte. Sein Blick schweifte hinüber zu den Hügeln, die das kleine Tal mit den Flammenden Steinen umgaben. Sie hörten auch das Plätschern des Baches. Er durchfloss das Tal und war irgendwie ein Symbol der Lebendigkeit zwischen den vier hohen Klötzen.
Langsam wandte er den Kopf und schaute Kara an.
»Können wir noch etwas tun?«
»Kaum.«
»Aber es muss doch eine Verbindung geben.«
Der kleine Magier stampfte mit dem Fuß auf. »Wir haben es sonst auch immer geschafft.«
»Vielleicht gibt es eine Chance.«
»Und welche?«
Kara hob die schmalen Schultern.
»Ich wage es kaum auszusprechen, doch wir sollten versuchen, einmal das Kreuz einzusetzen. Das Kreuz gehört zu John Sinclair wie die Hörner zu Asmodina. Vielleicht können wir mit seiner Hilfe einen magischen Bogen spannen und ihm von hier aus zur Seite stehen.«

»Ist das dein Ernst?«
»Mein voller.«
»Dann holen wir es.«
Kara schüttelte den Kopf. »Nicht wir, sondern ich. Du bleibst hier. Ich werde mich nach London teleportieren und das Kreuz dort an mich nehmen.«
Myxin nickte und schaute zu, wie sich Kara in den Mittelpunkt des Quadrats stellte, dort niederkniete und ihre Hände um den Schwertgriff legte.
Sie konzentrierte sich, rief die Kräfte einer uralten, atlantischen Magie an und schaffte die Teleportation. Ihr Körper flimmerte ihr einen winzigen Augenblick, dann war er verschwunden.
Myxin blieb allein zurück. Er wusste nicht, wie lange es dauern würde, bis Kara zurückkehrte. Er drückte ihr, sich und John Sinclair die Daumen, damit alles glatt über die Bühne lief. Es war wirklich die letzte Chance, mit John Sinclair Kontakt aufzunehmen. Das Kreuz war gewissermaßen ein Teil von ihm. Die beiden gehörten zusammen, und wenn man es aktivierte, würde es vielleicht nicht nur den Weg zum Geisterjäger zeigen, sondern ihn auch aus der Welt des Schreckens zurückholen.
Trübe, aber auch hoffnungsvolle Gedanken durchzuckten den Magier. Er war wirklich gespannt, ob Kara es schaffte.
Und sie kam zurück. Wieder entstand das Flimmern. Diesmal von oben nach unten. Aus dem Nichts entstand es und fiel förmlich vom Himmel, konzentrierte sich dicht über dem Boden, und eine Gestalt entstand.
Kara!
Sie war zurückgekehrt.
Myxins Augen begannen zu strahlen. So rasch es ging, eilte er auf Kara zu.
»Hast du es?«
Das Mädchen aus dem Totenreich musste sich erst umdrehen. Dann streckte sie den Arm aus, öffnete die rechte Hand, und Myxin sah das Kreuz. Sie hatte es geholt!
Myxins Augen glänzten, als er das Kruzifix erblickte.
»Endlich«, flüsterte er.
»Sei nicht so optimistisch«, wehrte Kara ab.
»Ich muss es wagen. Es ist die einzige Chance, Verbindung mit John Sinclair aufzunehmen.«
Der kleine Magier war völlig aus dem Häuschen. Er schluckte, und so aufgeregt hatte Kara ihn noch nie gesehen.
»Wie machen wir es denn?« fragte er.
»Das Kreuz und mein Schwert müssen eine Verbindung schaffen«, erklärte die Schöne aus dem Totenreich.

»Vielleicht hilft uns die Magie, die einmal Atlantis groß gemacht hatte.«

»Ich hoffe es.«

Kara blieb dort stehen, wo sie sich materialisiert hatte. Es war genau der Mittelpunkt der Flamingstones. Sie hob ihre Waffe mit beiden Händen hoch und rammte sie dann hart in den Boden. Die Klinge verschwand fast zu einem Drittel. Wie ein Denkmal blieb das Schwert stehen.

Kara hob den rechten Arm. In der Hand hielt sie nach wie vor das Kreuz. Es sah völlig normal aus, reagierte nicht, strahlte nicht und zeigte nichts von seiner ungeheuren Kraft, die in ihm wohnte. Es blieb normal!

Kara sah Myxins angstvollen Blick und winkte ab.

»Keine Panik«, sagte sie ziemlich locker. »Das wird schon noch klappen.«

»Wie denn?«

»Hiermit!«

Kara hatte den rechten Arm ausgestreckt und auch ihren Zeigefinger. Damit deutete sie auf ein Zeichen, das sich direkt über dem Pentagramm mit dem Kreis befand. Es war das Dreieck mit dem Allsehenden Auge in der Mitte!

»Damit willst du es schaffen?«

»Ja. Bereits im alten Atlantis spielte das magische Allsehende Auge eine große Rolle, bevor es von den Ägyptern übernommen wurde. Wenn es eine Chance gibt, dann nur über das Auge, denn es kann in die Welten hineinsehen.«

»Du bist dir sicher?«

Kara nickte. »Was vor Tausenden von Jahren funktioniert hat, muss auch heute noch möglich sein.«

Sie sagte dies mit so einer Bestimmtheit, dass Myxin nickte.

»Ich hoffe es.«

»Das kannst du auch.«

Kara kniete sich dicht vor dem im Erdreich steckenden Schwert zu Boden. Dann beugte sie den Kopf vor und presste ihre Stirn gegen die Schwertklinge. So blieb sie für einen Moment in stiller Andacht hocken, während sich ihre Hände fest um die beiden waagerechten Enden des Kreuzes klammerten. Ihr Blick war dabei starr auf das Allsehende Auge fixiert, und sie konzentrierte auch ihre Gedanken darauf. Noch einmal holte sie tief Atem. Dann begann sie mit der Beschwörung.

***

»Jetzt ist es aus!«

Diese Worte sagte Glenda Perkins, und verdammt noch mal, sie

sprach mir damit aus der Seele.
Eine Chance sah ich kaum noch. Vor uns die Höllenschlange, die ihren Rachen so weit, wie es ging, geöffnet hatte und von sechs Todesengeln bewacht wurde, die sie wie Vögel umschwirrten.
Ich dachte an die Engel, die uns hatten töten wollen. Wir waren mit ihnen fertig geworden, leicht sogar. Aber hier stand ich allein, befand mich in einer fremden, unheimlichen Umgebung, und auf Glenda Perkins konnte ich nicht zählen. Sie hatte zuviel durchgemacht und würde mir wohl kaum eine Hilfe sein.
Also musste ich mich Apep allein stellen, bewaffnet mit einem Schwert, meiner Beretta und dem Dolch.
War sie damit zu besiegen?
Kaum, denn Apep war Asmodina. Um sie zu töten, musste man härtere Geschütze auffahren. Wirkliche, weißmagische Bomben, wie es mein Kreuz war, aber das befand sich nicht hier, und es hatte keinen Zweck, lange darum zu trauern.
»Ich muss dir ein Kompliment machen, John Sinclair«, drang es aus dem Maul der Höllenschlange.
»Du hast dich bisher tapfer geschlagen. Wirklich. Du hast die Horis vernichtet, was wohl keinem anderen gelungen wäre, denn sie waren einfach zu stark. Du bist auch auf die beiden Bluffs nicht reingefallen, zuerst Glenda Perkins, dann Jane Collins. Aber du hast dich in eine Lage manövriert, aus der es für dich keinen Ausweg gibt.«
»Das ist nicht sicher«, hielt ich Asmodina trotz all meiner Befürchtungen entgegen.
»Mut hast du, das erkenne auch ich an, aber du hast deine Aufgabe leider nicht gelöst. Und das ist dein persönliches Pech, John Sinclair. Tut mir leid.«
»Was verlangst du eigentlich?« rief ich laut.
»Du bist doch selbst nicht in der Lage, Dr. Tod und dessen Mordliga zu vernichten. Du musst dabei über deinen eigenen Schatten springen und deinen Todfeind herholen, damit er für dich die Aufgabe übernimmt. Ist das einer Tochter des Teufels würdig?«
»Ich verstehe deine Worte, Geisterjäger«, gab Asmodina zurück.
»Aber du kannst mich nicht aus der Reserve locken. Ich mache, was ich will, und ich bestimme, was gespielt wird. Noch bin ich hier die Herrin. Diese Dimension gehört mir, mir allein, begreifst du das? Und sie wird dich verschlingen, Geisterjäger.«
»Dann ist niemand mehr da, der für dich das Versteck von Solo Morasso sucht.«
»Na und? Denkst du, es wäre tragisch? Nein, mein Lieber.«
Sie lachte. »Ich sehe das anders. Wenn ich dich erledigt habe, kann ich mich um so besser auf Solo Morasso konzentrieren, denn dann wird niemand mehr da sein, der mir in die Quere kommen könnte. So

musst du das sehen, John Sinclair.«

Da hatte sie recht, denn wir beide hatten schon einige harte Kämpfe hinter uns. Bisher war ich mit viel Glück der Sieger geblieben.

Jetzt versuchte sie es.

Ich schaute direkt in den aufgerissenen Höllenrachen hinein. Für mich war er ein widerlicher dunkelroter Schlund, in dem es arbeitete und zuckte. Er sonderte Sekrete ab, die auf das Innere des Unterkiefers tropften und dort zischend verdampften, wobei sie einen widerlichen Qualm ausstießen, der aus dem Rachen drang und uns als Dampf entgegenwehte.

Sie hatte mich. Daran gab es keinen Zweifel. Ich dachte an Glenda und sah wirklich nicht ein, dass auch sie sterben sollte. Deshalb versuchte ich es.

»Mir ist bekannt, dass meine Chancen gesunken sind und ich wohl kaum freikomme. Aber Glenda Perkins hat damit nichts zu tun. Ich für meinen Teil habe unseren Handel eingehalten. Du hast den Nagel bekommen. Lass sie frei.«

»Nein!«

Die Antwort hatte ich erwartet. Ich wollte aber trotzdem noch eine Erklärung haben.

»Und warum nicht?«

»Weil sie von Maddox verurteilt worden ist. Wenn der Dämonenrichter das Urteil einmal ausgesprochen hat, dann muss es vollstreckt werden. Es geht kein Weg daran vorbei. Die Gesetze des Schattenreichs werden auf jeden Fall eingehalten.«

»So sieht also das Wort eines Dämons aus«, spottete ich. »Na ja, ich hätte es mir denken können.«

»Du hast eben zu früh aufgegeben.«

»Nein, Asmodina.«

Heftig schüttelte ich den Kopf.

»Zu früh habe ich nicht aufgegeben. Ich hätte mich nur nicht auf den Handel mit dir einlassen sollen, das ist es doch.«

»Dein Pech.«

»Leider.«

Ich spürte Glendas Finger an meiner Schulter. Sie hatte Angst. Ich konnte es ihr nicht verübeln, aber ich sah keine Chance, sie aus dem Dilemma zu befreien.

»Worauf wartest du noch?« fragte ich in einem Anfall von Wut.

»Du willst sterben?«

»Nein, das nicht, aber ich will endlich eine Entscheidung. Stell dich, Asmodina. Stell dich zum Kampf, damit ich dich vernichten kann!«

Die Worte brüllte ich ihr entgegen und hob sofort mein Schwert, damit sie sah, dass ich bereit war und auf keinen Fall auf geben wollte.

»Na denn!« drang es aus dem weit geöffneten Maul, und im nächsten Augenblick schob sich der Körper der Schlange vor.

Genau in unsere Richtung, so dass uns das Höllenmaul der Riesenschlange verschlingen konnte…

***

Kara leistete wirklich Übermenschliches!

Zusammengekauert saß sie da. An ihren Händen, die den Kreuzgriff umklammert hielten, sprangen die Knöchel hart und spitz hervor. Ihr Gesicht war bleich, die Haut wirkte durchsichtig.

Myxin, der sie genau beobachtete, konnte sogar die dünnen bläulichen Adern sehen. Er stand wie unter Strom. Der kleine Magier hatte nicht nur Angst um John Sinclair, sondern auch um Kara.

Denn alles wies darauf hin, dass sie sich zu sehr anstrengte, dass ihre Physis und auch Psyche nicht mehr mitmachten.

Um sie herum war es kälter geworden. Ein Zeichen, dass die Luft weißmagisch aufgeladen wurde. Und Myxin sah es auch an den Steinen. Sie verloren ihre graue Farbe. Ein erstes rosa Schimmern zeigte sich im Gestein. Im Anfang schwach, doch als Kara anfing zu sprechen, da wurde es stärker.

Alte, uralte Worte benutzte sie. Aus ihrem Mund drang eine Beschwörung, die sie ihr Vater Delios noch gelehrt hatte und die in keinem Buch jemals niedergeschrieben worden war, sondern nur mündlich überliefert wurde. Die Worte klangen dumpf, kehlig, erinnerten vielleicht ein wenig an die orientalischen Sprachen, und sie waren doch nicht schlimm oder voller Hass, wie es oft in der Sprache der Dämonen zu vernehmen war. Man spürte in ihnen eine gewisse Sanftheit, und sie verlangten nach einem großen Respekt, den man dieser alten Sprache zollen sollte.

Kara konzentrierte ihren Blick fest auf das Allsehende Auge. Von ihm sollte die alte Magie ausgehen. Dieses Auge sollte sie umsetzen und eine Brücke zwischen dem Diesseits und dem Jenseits schaffen. Das war das große Wunder, das Kara kraft ihrer Beschwörung vollbringen wollte.

Noch zeigte das Kreuz keine Reaktion, lag es irgendwie blass in den Händen der geheimnisvollen Frau. Und es wurde noch blasser. Das silberfarbene Flair schien zurückzuweichen, als würde das Schwert dem Kreuz sämtliche Magie entziehen, aber dies war ein Irrtum.

Plötzlich geschah es. Von einem Augenblick zum anderen wurde die Magie wirksam, und Kara, die alles auf eine Karte gesetzt hatte, wurde für ihre Mühe belohnt. Das Allsehende Auge bewegte sich. Eine regelrechte Kaskade, strömte daraus hervor. Silbrig, grell, leuchtend… Und diese Lichtkaskade fand ihr Ziel in der Klinge des goldenen Schwertes! Das war es!

»Die Brücke!« rief Myxin.
»Die magische Brücke, sie funktioniert!«
Seine Augen leuchteten, denn er sah, dass sich ein silberfarbener Streif mit haarfeinen, goldenen Fäden aus der Klinge abspaltete, sich verzweigte und jeweils die vier jetzt hellrot entflammten Steine traf. Ein Netz aus Magie lag über den Flamingstones. Die uralten Beschwörungen der Atlanter waren voll wirksam geworden. Sie hatten nichts von ihrer Macht verloren.
Kara saß weiterhin im Mittelpunkt des magischen Zentrums. Sie hatten den Kopf zurückgeworfen. Der Mund stand halb offen, und nur mit allergrößter Beherrschung hielt sie die magische Brücke aufrecht, denn sie durfte auf keinen Fall zusammenbrechen. Dann war alles umsonst.
Alles hing von ihr ab, von einem Wesen, das in dieser mächtigen magischen Sperrzone irgendwie verloren wirkte und Dinge leistete, die mit Worten kaum noch zu beschreiben waren. Würde sie es schaffen? Myxin, der kleine Magier, fieberte, und er hoffte, dass Kara durchhielt…

***

Schwert gegen Riesenschlange! Konnte ich es schaffen? Reichten mein Mut und die magische Klinge aus, um Asmodina zu töten?
Oder würden ihre Helfer eingreifen und mir als auch Glenda ihre tödlichen Pfeile in den Rücken schießen?
Nein, sie behielten sie auf den Bögen, hatten die Sehnen gespannt, aber sie zogen nicht ab.
Ich führte den ersten Schlag. Damit er kräftig genug wurde, hielt ich das Schwert mit beiden Händen fest. Ich vollführte einen Rundschlag, der über den Rand des unteren Kiefers fetzte und eine tiefe Wunde hinterließ, aus der grünes Dämonenblut schäumte.
Und noch ein Schlag. Diesmal von unten nach oben gezogen, hineingestochen in das klaffende Maul, bevor es zuschnappen konnte.
Das geschah sofort danach.
Zum Glück war ich voll konzentriert und sah es früh genug. Mit einem raschen Sprung brachte ich mich in Sicherheit, fiel dabei gegen Glenda Perkins und riss sie mit. Gemeinsam landeten wir in der grünen Wand aus Würmern.
Es war wie das Hineintauchen in zähen Sirup. Schon einmal hatte ich in dieser Wand gesteckt, und jetzt war es ebenso schlimm wie beim ersten Mal. Das Getier krabbelte überall hin. Ich schüttelte mich, versuchte mich zu befreien, stach mit dem Schwert zu und schaffte es, mir einen Tunnel in die Wand zu schneiden, so dass ich durch ihn schauen konnte.
Apep folgte uns.

Glenda klammerte sich an mich. Sie schrie wie von Sinnen, bis ihre Schreie in einem dumpfen Röcheln erstickten, weil ihr das Gewürm in den Mund gedrungen war.

Die Höllenschlange wollte es wissen. Mit einem gewaltigen Schlag ihres Körpers verschaffte sie sich freie Bahn, und die gegenüberliegende Wand wurde von ihr regelrecht platt gewalzt.

Die Todesengel schossen die ersten Pfeile ab. Es waren lautlose Todesboten. Nicht einmal ein Zischen hörten wir.

Sie waren auf uns gezielt, sollten die Höllenschlange unterstützen, doch nun erwies es sich als ein Vorteil, dass wir uns innerhalb dieser Würmerwand befanden, denn die Pfeile blieben stecken. Sie erreichten uns gar nicht, und wir wurden nicht einmal an der Haut geritzt.

Ich versuchte wegzukriechen. Mit der linken Hand hielt ich Glenda fest, die rechte umklammerte weiterhin den Griff des Dämonenschwerts.

Apep bahnte sich ihren Weg. Sie war durch nichts aufzuhalten. Keine Mauer, keine Wand konnte sie stoppen, wenn sie ihre urwüchsige Kraft ausspielte.

Feuer!

Plötzlich sah ich Flammen auflodern. Dicht vor uns schoss eine gewaltige Lohe hoch. Ein Brausen ertönte. Unzählige Würmer wurden erfasst und verbrannten. Die nächste Feuerladung würde uns treffen, daran bestand kein Zweifel, denn Apep kam näher.

Halb lagen wir auf dem Boden. Verzweifelt presste sich Glenda Perkins an mich. Ich vernahm ihr trockenes Schluchzen, das mir wie ein Messer ins Herz schnitt, und ich konnte ihr doch nicht helfen, mein Gott!

»Glenda«, schrie ich, »wir müssen…«

Was wir mussten, erfuhr sie nie, denn ich merkte plötzlich, wie sich mein Körper aufbäumte.

Ich sah etwa in der Mitte, wo mein Dolch steckte, einen hellen, silberfarbenen Fleck, der sich gedankenschnell vergrößerte und eine Verbindung fand mit einem aus dem Nichts kommenden Strahl, der eine regelrechte Brücke schuf und mich an einen Regenbogen erinnerte. Und dann war es, als griffen unsichtbare Hände nach uns.

Ich geriet in einen mörderischen Kreisel, der immer weiter um sich griff und nicht nur mich, sondern auch Glenda mitzog, hochhob und auf die Brücke zu schleuderte. Wir schwebten plötzlich, konnten aber noch nach unten schauen, und der letzte Eindruck, den ich aus dieser Welt mitnahm, war so schaurig wie das gesamte Labyrinth.

Apep spie noch eine gewaltige Flammensäule aus, die uns jedoch nicht mehr erreichte, dafür aber einige ihrer Todesengel. Sie wurden vom Feuer erfasst und verglühten wie Kometen.

Dann brach das Labyrinth auseinander. Urkräfte wüteten, rissen den

Boden auf, zerstörten Mauern und Wände. Es gab regelrechte Explosionen, und gewaltige Dampfwolken stießen als riesige Pilze in die Höhe.

Uns machte es nichts mehr aus. Wir befanden uns längst auf dem Weg in Sicherheit. Ein Bann war gebrochen.

Das Labyrinth der Angst, Asmodinas teuflischer Urgarten, existierte nicht mehr. Eine Welt der schrecklichen Illusionen war zerstört, weil zwei Menschen es geschafft hatten, diesem Wahnsinn zu entkommen. Das Labyrinth hatte seine Existenzberechtigung damit verloren. Und das war gut…

***

Als wir zwischen den Flammenden Steinen standen, kippte Kara um. Sofort brach die magische Brücke zusammen. Die letzte Beschwörung war über ihre Kräfte gegangen.

Myxin schaute uns an.

»Ihr seid da?« flüsterte er.

Wir nickten, denn sprechen konnten wir nicht. Erst einmal mussten wir uns erholen.

Dann kümmerte sich der kleine Magier um Kara, während ich Glenda Perkins festhielt, die ebenfalls kaum begriffen hatte, dass sie gerettet worden war.

»Ist es wirklich wahr?« fragte sie nach einer Weile.

»Ja, es stimmt. Du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen.«

»Du?«

»Warum nicht?« lächelte ich.

»Da müssten wir dies ja eigentlich mit einem Brüderschaftskuss besiegeln.«

»Meinetwegen.«

Diesen Kuss gaben wir uns. Und ich muss ehrlich gestehen, er hätte ruhig länger dauern können, doch Myxin störte uns, indem er mir auf die Schulter klopfte.

»Könnt ihr das nicht zu Hause fortsetzen?« fragte er.

»Wir haben nämlich keine Lust, noch länger hier zu sein.«

Ich lächelte Glenda an.

»Mal sehen, was sich machen lässt.«

Als Glenda rot wurde, wechselte ich das Thema.

»Auf jeden Fall können wir sicher Weihnachten feiern.«

ENDE des Zweiteilers